This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

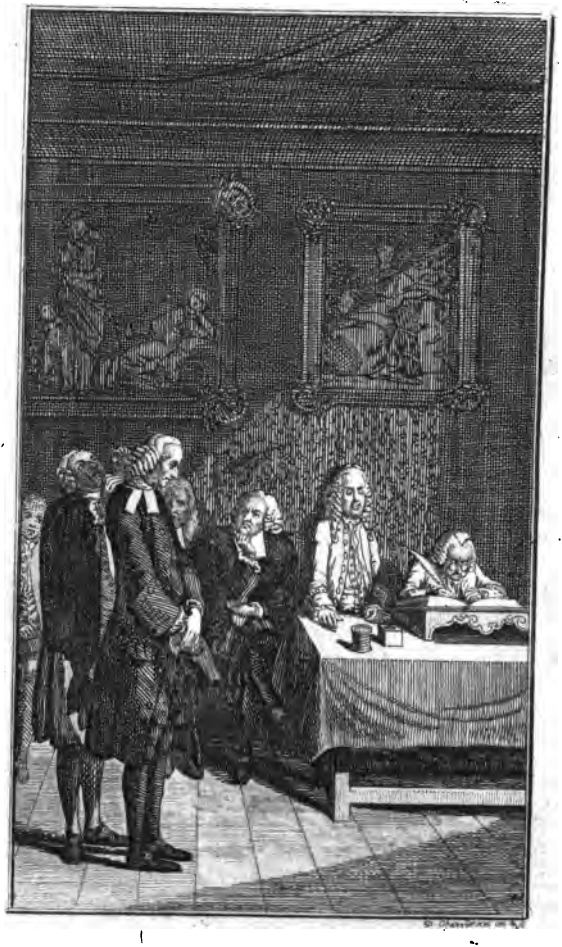
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

380.1

author C. F. Nicolai
1733 – 1811

vol 1
first ed 1773
this is the 2nd ed [illegible]
but vols II [illegible]
editions



Das Leben

und

die Meinungen

des Herrn Magiſter

Sebaldus Nothanker.

Erſter Band.

Zweyte verbeſſerte Auflage.

Mit Königl. Preuß. Churfürſtl. Brandenb. und Churfürſtl. Sächſiſchen allergnädigſten Freyheiten.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai.

1774.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY OF OXFORD
- 5 JAN

Vorrede.

Obgleich die leidigen Poeten, Komödien- und Romanenschreiber zu glauben pflegen, sie hätten das Leben ihres Helden weit genug beschrieben, wenn sie ihn bis zur Heurath bringen: so sind doch gründliche Gelehrten der Meinung, daß die Begebenheiten nach der Heurath oft viel merkwürdiger sind, als die Liebesbegebenheiten vor derselben. Die Liebesbegebenheiten sind zwar für junge Herren und für junge Jungfern anmuthiger zu lesen; aber gemeiniglich wird diese Anmuth auf Kosten der Wahrheit verschafft: denn die verliebten Scenen werden nicht so wie sie in der Welt vorgehen erzählet; sondern so wie es das Bedürf-

niß des Dichters, seine Geistesgaben zu zeigen, oder die Leidenschaften seiner Leser zu vergnügen, mit sich bringt. In dieser wahrhaftigen Lebensbeschreibung hingegen, wollen wir nichts der Anmuth oder des Wunderbaren wegen erdichten, sondern alles ganz einfältig erzählen, wie es vorgegangen ist. Es wird uns dazu nicht wenig beförderlich seyn, daß wir das Leben unsers Dorfpastors erst nach seiner Heurath zu beschreiben anfangen dürfen, indem schon ein anderer Verfasser die Liebesbegebenheiten desselben vor der Heurath, in dem bekannten prosaisch-komischen Gedichte Wilhelmine, beschrieben hat.

Freilich ist dieser Verfasser ein Poet, und ist daher nicht, wie es einem gründlichen Geschichtskundigen gebühret, beflissen gewesen, eine richtige Chronologie zu beobachten und seine Erzählungen von allen Erdichtungen rein zu erhalten. Es sind daher manche Umstände sehr verdächtig, und er scheint nicht im Stande zu seyn, eine einzige von seinen Erzählungen,

mit

mit ungedruckten Urkunden zu belegen. Daß er der Chronologie nicht genugsam erfahren gewesen, ist offenbar, da er die Heurath des Sebaldus im Jahre 1762, und also, wie aus ächten brieflichen Urkunden zu erweisen, an zwanzig Jahre zu späth annimmt. Er ist hierinn eben so unachtsam, wie sein Mitbruder, der nachläßige Virgil, in dessen Aeneide die verpfuschte Chronologie, von den gelehrtesten Commentatoren, mit vieler Mühe kaum hat in Ordnung gebracht werden können.

In dieser wahrhaften Lebensbeschreibung hingegen, hat man die Zeitrechnung so genau beobachtet, daß man nicht allein das Jahr, sondern auch den Monath und den Tag angeben kann, wenn eine jede Begebenheit vorgegangen ist; und an vollständigen diplomatischen Beweisen wird diese Geschichte keiner andern nachzusetzen seyn. Wir haben die Vocation des Sebaldus und seine Absetzungsacte, die Predigten des Doctor Stauzius, Säuglings sämtliche hieher gehörige Gedichte, Wilhelminens, und Sebal-

pus, Säuglings, Marianens, der Gräfin von ***, Rambolds und anderer Personen Briefwechsel, mit ihren Siegeln und Unterschriften, ja selbst einige sonderbare tironische Zeichen des Bauers, der den Sebaldus beherbergte, in Händen, mit welchen unverwerflichen ungedruckten Urkunden wir jedes Wort das wir gesagt, aufs glaubwürdigste belegen können.

Sie würden im Drucke nur etwan sieben bis acht Quartbände betragen. Demohngeachtet können sie bloß aus der Ursach nicht mit der Geschichte zugleich bekannt gemacht werden, wegen deren schon so manche treffliche Urkundensammlung ungedruckt geblieben ist; nämlich wegen des wenigen Geschmacks unsers Jahrhunderts an gründlichen Studien. Es ist dies sehr zu beklagen, aber es ist schwerlich ein Mittel vorhanden, die Bekanntmachung dieser nützlichen Urkunden zu befördern. Wir haben zwar noch einige obgleich nur schwache Hoffnung, auf den Herrn Generalsuperintendenten Pratje in Stade und auf den Hrn. Professor

Cassel

Cassel in Bremen gesetzt. Diese grundgelehrten Männer haben schon so viele tüchtige Bände voll Urkunden zu der Brem- und Verdischen Staats- Schul- und Kirchengeschichte ans Tageslicht gebracht, daß sich manche Leser einbilden, man habe für so wenig interessante Wahrheit, schon viel zu viel uninteressante Beweise erhalten. Wir sind aber dieser Meinung gar nicht, sondern leben vielmehr noch der Hoffnung, daß diese Herren, die beweisenden Urkunden zu unserer Geschichte, als ein Supplement von Urkunden zur Bremischen Kirchengeschichte, durch ihre hebammliche Sorgfalt, ans Licht bringen könnten; weil, wie aus der Folge erhellen wird, Sebaldus, in der Nachbarschaft von Bremen eine Zeitlang herumgewankt hat.

Sollte auch diese Hoffnung fehl schlagen, so wäre der Vorschlag zu thun, daß einmahl irgend eine Gesellschaft der Wissenschafften, einen kritischen Auszug daraus, in einigen Bänden in Großoctav herausgebe, oder wenn auch hiezu alle Hoffnung verlohren wäre, so ist kein

anderer Rath, als daß die wenigen gründlichen Gelehrten, welche die diplomatischen Beweise zu untersuchen pflegen, dem Verfasser eben so gut auf sein Wort glauben müssen, als die vielen leichtsinnigen Leser, die die Urkunden doch nicht ansehen, wenn sie gleich den Geschichtbüchern des breitern beygefügt sind.

Da wir übrigens eine wahre Geschichte zu erzählen haben, so muß man in derselben weder den hohen Flug der Einbildungskraft suchen, den ein Gedicht haben müßte, noch den künstlich verwickelten Plan, den die Kunstrichter, von Theorie und Einsicht erfüllt, bey Romanen vorschreiben. Alle Begebenheiten sind in unserer Erzählung so unvorbereitet, so wunderbar, als sie in der weiten Welt zu geschehen pflegen. Die Personen welche auftreten sind weder an Stande erhaben, noch durch Gesinnungen ausgezeichnet, noch durch ausserordentliche Glücksfälle von gewöhnlichen Menschen unterschieden. Sie sind ganz gemeine schlechte

und

und gerechte Leute, sie strotzen nicht so wie die Romanenhelden von hoher Imagination, schöner Tugend und feiner Lebensart, und die ihnen zustossenden Begegnisse sind so, wie sie in dem ordentlichen Laufe der Welt täglich vorgehen. Sollte bey allem diesem unsere Erzählung etwas langweilig werden, so trösten wir uns damit, daß mehrere gründliche deutsche Geschichtschreiber, die die unwidersprechlichsten Thatsachen in der besten Ordnung erzählen, das nämliche Schicksal gehabt haben.

Hingegen könnte der Leser vielleicht, durch die in dieser Geschichte bekannt gemachten Meinungen, in etwas schadlos gehalten werden. Denn da fast jeder Mensch seine eigenen Meinungen für sich hat: so wäre es möglich, daß unter den hier vorgetragenen Meinungen etwas neues und wenigstens in so fern interessantes vorhanden wäre. Der Titel verspricht zwar nur die Meinungen des Magister Sebaldus, aber man könnte deshalb doch in diesem Werke vielleicht auch die Meinungen einiger andern

Leute, ja wohl selbst einige Meinungen des Verfassers finden; obgleich, mehrerer Sicherheit halben, nicht gänzlich darauf zu rechnen seyn dürfte, daß alle Meinungen die er erzählt, auch die seinigen wären.

Man beliebe nicht sich zu wundern, wenn es sich etwan ergeben sollte, daß, alles wohl berechnet, in diesem Werke mehr Meinungen, als Geschichte und Handlungen vorkämen. Der ehrliche Sebaldus kannte die große Welt nicht, die die Engländer highlife nennen. Speculation war die Welt in der er lebte, und jede Meinung war ihm so wichtig, als kaum manchem andern eine Handlung. Daher ist dieses Werk auch gar nicht für die große Welt, sondern — deutsch heraus zu reden — nur für Gelehrte von Profeßion geschrieben. Wir hoffen nicht von der halb unangekleideten Schöne am Nachttische gelesen zu werden, die indem sie den Grazien opfert, auf tant mieux pour elle einen schrägen Blick wirft; nicht von dem piruettirenden Petitmaiter, beym Aufstehen oder

Frisiren,

Friſiren, auch nicht wenn er en Chenille mit ungepuderten Haaren und hochaufgebundenem Cadogan von Toilette zu Toilette ſchwärmt; nicht von dem Hofmanne, der den Wink des Fürſten und des Miniſters zu ſtudiren verſteht und alle Galatage an den Fingern herbeten kann; nicht von dem Spieler; nicht von der Buhlſchweſter; nicht von —

Iſt aber irgendwo ein hagerer Magiſter, der das ganze unermeßliche Gebäude der Wiſſenſchaften aus einem Kapitel ſeines ontologiſchen Compendiums überſieht; ein feiſter Superintendent, der alle Falten der Dogmatik aufhebt, worinn eine Ketzerey verborgen ſeyn könnte; ein weiſer Schulmann, der über Handel Manufacturen und Luxus, Programmen geſchrieben hat; ein Student mit der Kennermine, der auf Univerſitäten die Kunſt aus dem Grunde ſtudirt; ein beleſener Dorfpaſtor, der die Statiſtik verbeſſern will, und über die politiſche Regierungskunſt gelehrte Rathſchläge geben

ben kann; — so mögen sie hinzutreten und sich an dem Mahle weiden, welches hier ihrem Geiste aufgetischt wird.

Dies ist wenigstens die Gattung Leser die wir uns gewiß versprechen, ob wir aber auch Leser anderer Art erhalten werden, ist eben so ungewiß, als das Schicksal überhaupt, welches dieses Werk und dessen Verfasser zu erwarten haben. Freylich ist zu vermuthen, daß durch viele Erzählungen, Spaltungen in der Kirche erregt werden möchten, und daß man in verschiedenen Meinungen, Abweichungen von den allgemeinen symbolischen Büchern, und von den besondern formulis committendi einzelner Kirchen entdecken könnte. Man wird vielleicht daraus schliessen, daß der Verfasser das Staatsrecht nicht verstehe, und daß er im Kirchenrechte gefährliche Neuerungen einzuführen zur Absicht habe. Man wird sich vielleicht ins Ohr raunen, daß er verschiedene Gelehrsamkeit nicht für Gelehrsamkeit, verschiedene Gelehrten nicht

für

für gelehrt, und verschiedene berühmte Leute nicht für berühmt halte u. s. w.

Man könnte ihn sonach etwa zum Scheiterhaufen verdammen, in den Bann thun, in eine Vestung schicken, oder auch ein Buch wider ihn schreiben, ein Pasquill wider ihn machen, oder ihm in einer Recension beweisen, daß er kein gutes Herz habe, sondern ein hämischer und boshafter Mensch sey.

Doch vielleicht könnte auch von allem diesem nichts geschehen. Vielleicht lieset niemand dieses Buch, niemand findet etwas besonders darin, und es erregt vielleicht bloß die vorübergehende Aufmerksamkeit eines Gewürzkrämers, der schon bey sich überdenkt, welche dauerhafte Caffedüten aus dem haltbaren Papiere könnten gemacht werden.

Es dürften sich auch wohl einige wenige Leser finden, die sich an dem Leben des Sebal-

dus,

dus, blos weil er ein ehrlicher aufrichtiger Mann ist, eine Viertelstunde ergötzen, oder von seinen Meinungen Gelegenheit nehmen möchten, über gewisse Materien weiter nachzudenken; da dies aber offenbar bey weitem die kleinere Anzahl seyn kann, so werden sie eben nicht in Anschlag kommen.

Erstes

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

Der Pastor Sebaldus und die schöne Wilhelmine, brachten die ersten Monate nach ihrer Verheirathung, welche sonst andern neuverehlichten Paaren die Zeit einer girrenden Zärtlichkeit zu seyn pflegen, vielmehr in einer Art von Kälte und Verlegenheit zu. Sebaldus bemerkte einen Abstand zwischen seiner landmännischen Treuherzigkeit, und den feinen Hofmanieren seiner vornehmen jungen Frau. Er konnte sich noch nicht recht darinn schicken, mit ihr als mit seines gleichen umzugehen. Wilhelmine, auf ihrer Seite, konnte den wohlgeputzten Hof, den sie verlassen hatte, nicht so geschwind vergessen. Das Andenken der Pracht der von der Fürstinn abgelegten Kleider, in der sie sich oft der gaffenden Menge der Zofen und Kammerdiener gezeigt hatte, verleidete ihr ihren ländlichen aber neugemachten Anzug. Es war ihr sogar verdrüßlich, daß sie ferner nicht Aufwartung machen, und sich vor höheren Personen tief verneigen sollte. Das Glück unabhängig zu seyn, schien ihr Erniedrigung. Die ungekünstelte

künstelte Schönheit der Natur, die sie auf dem Lande vor sich hatte, konnte sie noch nicht wegen des Flitterstaats der Kunst, den sie nun nicht mehr erblickte, schadlos halten. Sie erinnerte sich mit Sehnsucht der glänzenden Scenen von Bällen, Concerten und Schlittenfahrten, die sie offt — angesehen hatte, noch mehr des gnädigen Kopfneigens der Fürstinn, durch das sie zuweilen unter der Menge gaffenden Hofgesindes war hervorgezogen worden. Sie that bey jeder Gelegenheit kleine Reisen in die Stadt, und unterließ nicht, ihre Aufwartung bey Hofe zu machen. Sie merkte aber gar bald, daß man sich am Hofe um die nicht bekümmert, die man nicht braucht, und daß ihre Stelle von andern eingenommen war. Dies kostete ihr zwar manche Thräne, war aber doch die erste Ursach, daß ihr ihr itziger Zustand erträglicher vorkam, und daß sie anfieng, die guten Gesinnungen ihres Sebaldus einzusehen, welche zu bemerken, sie bisher durch sein unmodisches Kleid und durch seine ungepuderte Peruke war verhindert worden. Sie erwiederte seine Liebkosungen mit freundlichen Blicken, er kam ihr mit Freundschaftsbezeugungen zuvor. Aus diesem Wechsel von Gefälligkeiten, entstanden bey beiden Empfindungen einer Glückseligkeit, die sie vorher noch gar nicht gefühlt hatten.

Von dieser Zeit an, vergaß die schöne Wilhelmine völlig den Hof, und ward ganz eine Landwirthin. Vorher hatte sie nur zu gehorchen gewußt, nun begann sie zu regieren. Es kostete ihr einige kleine Liebkosungen, so fieng Sebaldus, der bisher als ein halber Wilder gelebt hatte, an, sich fleissiger den Bart zu putzen, und nicht so viel Federn auf seinem schwarzen Rocke zu leiden. Durch gleiche Freundlichkeit, erstreckte sie bald ihre Herrschaft auf ihre Nachbarinnen, die sie bisher durch ein gnädiges Hoflächeln weggescheuchet hatte. Nun erwarb sie bald derselben Vertraulichkeit, ertheilte den Wohlhabenden guten Rath, den Armen Allmosen, und ward in kurzer Zeit im Kirchspiele eben so beliebt, als ihr Mann schon vorher gewesen war.

Diese Liebe hatte sich Sebaldus durch die Sorgfalt, die er für seine Gemeine trug, erworben. Er war in den Häusern seiner Bauern als ein Vater und als ein Rathgeber willkommen. Nie ließ er es dem Bekümmerten an Trost, nie dem Hungrigen an Labsal fehlen. Er war von allen häuslichen Vorfällen unterrichtet, nicht, weil er in das Hausregiment der Layen einen Einfluß zu haben suchte, sonder wiel er von ihnen bey allen ihren Verlegenheiten um Rath, bey allen ihren Zwistigkeiten um Vermittelung ersucht ward. Er war gewohnt, in seinen Predig-

ten nicht auf die Laster zu schelten, aber wenn ein Laster in der Gemeine verübt wurde, pflegte er, ohne desselben zu gedenken, die entgegengesetzte Tugend einzuschärfen. Daher richtete er seine Predigten auch mehr nach den Bedürfnissen seiner Gemeinde als nach der Folge der Evangelien ein. Er hat wohl eher über das Evangelium vom Zinsgroschen: von den Vortheilen eines mäßigen und nüchternen Lebens gepredigt, bloß weil sich kurz vorher ein paar Bauern in der Schenke betrunken hatten. Als er einst vergeblich versucht hatte, zween Bauern, die in offenbarer Feindseligkeit lebten, zu vergleichen, und von dem einen hart mit Worten war angelassen worden, predigte er am Tage St. Stephani des Märtyrers: von der ersten Pflicht wahrer Christen, ihren Nächsten zu lieben, und gedachte der empfangenen Scheltworte nicht, ob ihm gleich die Worte des Evangelium: " Jerusalem, die du tödtest die Propheten „ und steinigest, die zu dir gesandt sind ", die schönste Gelegenheit darzu gegeben hätten.

Zu beklagen war es freilich, das dieser sonst gutherzige Mann, und der beym Antritte seines Amtes auf die symbolischen Bücher geschworen hatte, in seinem Herzen nichts weniger als orthodox war. Ueber das athanasische Glaubensbekenntniß hat er zwar sich niemals erklärt, nur weil er anstatt

des

des Liedes: Wir gläuben all an einen Gott ꝛc. welches sonst alle Sonntage in seiner Kirche war gesungen worden, oft ein geistliches Lied von Gellerten singen ließ, war er bey einigen vielleicht allzubrünstigorthodoxen Landpredigern in der Nähe, nicht in allzugutem Geruche. Ueber die Lehre von der Genugthuung aber äußerte er bey Gelegenheit viele Zweifel. Er verschwendete (ohne Exegese, von der er wenig hielt) viel philosophische Spitzfündigkeit, um dieser Lehre eine bessere Form zu geben; denn er war ein eifriger Anhänger der Crusiusschen Philosophie, welche unter allen andern Philosophien am geschicktesten scheinet, die Thologie philosophischer, und die Philosophie theologischer zu machen. Am meisten aber ging er in der Lehre vom tausendjährigen Reiche und von der Ewigkeit der Höllenstrafen von der Dogmatik ab. Er glaubte das erstere steif und fest, und von der letztern hätte er sich nie überzeugen können. Er glaubte, das in dem himmlischen Jerusalem alle Gottlosen fromm werden würden. Diese tröstliche Hofnung hatte er aus einem fleißigen Studium der prophetischen Bücher der Schrift, besonders der Apocalypse geschöpft, welches Studium er schon seit langen Jahren mit unablaßigem Eifer getrieben hatte. Er war auf eine sehr sonderbare Weise darauf gekommen, diese Bücher

vorzüglich zu studieren. Er hatte sich schon in seinen jüngern Jahren, durch sorgfältiges Nachdenken überzeugt, daß der Willen Gottes, der unsre itzige und zukünftige Glückseligkeit bestimmt, wenn auch Gott für gut befunden habe ihn besonders zu offenbaren dennoch auch nothwendig durch Vernunft müsse eingesehen werden können, und mit der Vernunft übereinstimmen müsse. Die einzige Offenbarung, die uns etwas ganz unbekanntes entdecken könnte, worauf die blosse Vernunft nie gefallen seyn würde, glaubte er, sey die prophetische Offenbarung von zukünftigen Dingen. Nachdem er also bey sich über den Werth aller dogmatischen und moralischen Wahrheiten einig war, indem er keine dogmatische Wahrheiten für nöthig und nützlich hielt, als die auf das Verhalten der Menschen einen Einfluß haben, und sich mehr angelegen seyn ließ, alle moralische Gesetze Gottes auszuüben, als sie zu zergleidern oder zu umschreiben; so hatte er sich ganz dem Studium der prophetischen Schriften gewidmet. Jeder Mensch hat sein Steckenpferd, und Sebaldus hatte die Apocalypse dazu erwählet, welches er auch, seine ganze Lebenszeit durch, vom Montage bis zum Freytage fleißig ritt. Nur der Sonnabend, wenn er sich zu seiner Predigt vorbereitete, und der Sonntag, wenn er sie hielt, war moralischen

schen Betrachtungen gewidmet. Denn so sehr er auch die Prophezeyungen der Untersuchung eines scharfsinnigen Kopfes würdig heilt, so wenig glaubte er, würden seine Bauern davon verstehen oder nützen können, und es war sein unwiderruflicher Willen, seinen Bauern nichts zu predigen, als was ihnen sowohl verständlich, als nützlich wäre.

Er hatte mit vielen seiner wohlehrwürdigen Amtsbrüder, denen er sonst in so vielen Stücken unähnlich war, dennoch eine besondere Aehnlichkeit. Man sollte kaum glauben, daß viele Landprediger, die den Sontag mit lauter Stimme das Gesetz predigen, und die Ungläubigen und Ketzer, mit starken Ausrufungen und Citationen aus dem Grundtexte, so fein zusammenzutreiben wissen, eben die Männer wären, die man die ganze Woche über, als dickstämmige Pächter, wilde Pferdebändiger, drolligte Trinkgeschellschafter, und vorsichtige Wucherer gesehen hat. Eben also, wenn man, des Sontags den einfältigen, allen Bauern verständlichen Vortrag des Pastor Sebaldus hörte, so hätte man sich kaum vorstellen sollen, daß dis der grundgelehrte Mann sey, der alle Commentarien über die prophetischen Bücher durchstudiert hatte, der alle alte und neue Prophezeyun-

gen nebst ihren Erfüllungen und Nichterfüllungen auf ein Haar wuste, der Vorbilder und Gegenbilder, wie Schachtel und Deckel zusammenpassen konnte, dem keine Meinung der Mystiker und Gnostiker entgangen war, der Buchstabenziffern und Jahrwochen, prophetische Zeitzirkel und abgekürzte Abendmorgen, bildliche Geschichte und weissagende Träume, nebst der ganzen Kabbala und dem Buche Raja Mehemna gänzlich inne hatte, und aus diesem reichen Stoffe mit Hülfe der Crusiusschen Philosophie, die feiner als die feinste Nadel zugespitzt, die einfachsten Begriffe zertheilen, und sogar die beiden Seiten einer Monade von einander spalten kann, eines der scharfsinnigsten Gewebe von Prophezeyungen aus der Apocalypse gezogen hatte, dem, Crusius unumstößliche Hypomnemata der prophetischen Theologie, Bengels unwidersprechliche Auflösung der apocalyptischen Weissagungen, Don Isaak Abarbanels Majeneh Jeschuah und Michaelis unwiderlegliche Erklärung der siebenzig Wochen, zwar vielleicht an Richtigkeit und Wahrheit, aber gewiß nicht an Neuheit, Scharfsinn und sinnreicher Aufklärung der dunkelsten Bilder zu vergleichen sind.

So wie die mehsten großen Begenheiten, aus sehr geringfügigen Ursachen zu entspringen pflegen,

so

so gieng es auch derjenigen Hypothese über die Apocalypse, auf die sich Sebaldus am meisten zu gute that. Wilhelmine war, als sie vom Hofe kam, sehr französisch gesinnet, sie sprach und laß gern französisch, sie ließ sich sogar merken, daß sie nichts eifriger wünschte, als einmahl in ihrem Leben Paris zu sehen, und warf es ihrem Mann mehr als einmahl vor, daß er gar nichts von französischer Artigkeit an sich hätte. Nun fügte es sich unglücklicher Weise, daß der ehrliche Sebaldus schon vorher an allem, was französisch war, einen überaus großen Mißfallen hegte. Es war ihm von Jugend auf in der Schule ein herzlicher deutscher Haß gegen die Krone Frankreich eingeprägt worden, man hatte ihm oft wiederholt, daß sie nebst dem leidigen Türken der Erb- und Erzfeind von Deutschland sey, daß sie den Kaiser und Reich so oft bekrieget, und ganze Provinzen von dem deutschen Reiche abgezwackt habe. Da nun Frankreich ausser dem vielen und öftern Unheil, das es auf deutschem Boden angerichtet hatte, sich auch gar in des Sebaldus Hausangelegenheiten mengte, (denn er ließ sich nicht ausreden, daß bloß die Liebe zur französischen Sprache Ursach sey, daß ihn Wilhelmine nicht so herzlich liebte, als er wünschte), so verdoppelte sich sein Haß gegen alles was französisch war. Weil er nun sonst kein Mittel sahe,

seinen Unwillen auszulassen, so wandte er sich mit Ernst zu seiner allgemeinen Zuflucht, der Apocalypse, und forschte nach, ob denn in diesem Magazine von Weissagungen, nicht eine Weissagung wider die Franzosen enthalten seyn sollte.

Es hat einer von den zweyhundert schwäbischen Theologen, die die Offenbarung Johannes erkläret haben, es als einen sichtbaren Beweis der wirklichen göttlichen Inspiration dieses Buchs angegeben, daß man alles darin finde, was man mit aufrichtigem Herzen darin suche. Dis erfuhr auch Sebaldus. Denn da er die Apocalypse mit einem Seitenblick auf Frankreich las, so glaubte er gewisse bisher geheime Bilder in der unstreitigsten Klarheit zu sehen, und er überzeugte sich gänzlich, daß ein großer Theil der Offenbahrung Johannes, nichts als ein Compendium der französischen Geschichte wäre, das vor dem Hainault und Mezeray nur den einzigen Vortheil habe, daß es etwas über tausend Jahre eher geschrieben worden, als die Begebenheiten sich zugetragen hätten. Er war fest versichert, daß die große Babylon im XVIIten Capitel, weder die Stadt Rom noch die Freymäurerey, sondern die Stadt Paris andeute. Die Bedeutung der beiden Thiere im XIIIten und XVIIten Capitel, konnte er aus dem P. Daniel erläutern, den er deshalb ausdrücklich, nach der nürnbergischen

bergischen Uebersetzung, durchgelesen hatte. Die Entdeckung aber, worauf er sich am meisten einbildete, war, daß die Zahl des ersten Thieres 666 oder χξϛ. die Jesuiten bedeute, deren Verjagung aus Frankreich, er wirklich einige Jahre eher wußte, als der Herzog von Choiseul daran gedacht hatte. Nebenher war er auch versichert, daß das Büchlein im Xten Capitel, das im Munde süß war wie Honig, und hernach im Bauche grimmete, offenbar auf die viele schlüpfrige sittenverderbende französische Duodezbände gedeutet werden müsse, die wir Deutschen mit so vieler Begierde lesen. Alle diese und mehrere neue Entdeckungen über die Apocalypse, sammelte er in einem großen Werke, an dem er unabläßig arbeitete.

Freilich hatten diese gelehrte Bemühungen nicht ganz den Beifall der schönen Wilhelmine. Sie warf sich zwar, nachdem sie den Hof gänzlich verlassen, in die Litteratur, so wie sich die vom Hofe verwiesene französische Damen in die Devotion werfen; aber diese Litteratur war von der die Sebaldus trieb, himmelweit unterschieden. Wilhelmine war eine süsse Verehrerin der schönen Wissenschafften, wovon Sebaldus ganz und gar nichts verstand. Sie hatte alle gute deutsche und französische Dichter fleißig gelesen, und führte in der Conversation nicht selten Stellen daraus an. Im Urtheile über den Werth der Roma-

nen, war sie das Orakel der ganzen Gegend. Sie war aber auch in der ganzen Gegend die einzige, die alle unsre besten neuern Dichter, ganz frisch von der Presse, und die Bremischen Beiträge, die Sammlung vermischter Schriften, und die Briefe die neueste Litteratur betreffend, stückweise kommen ließ. Von ihr erhielten sie die wenigen gnädigen Fräulein, die Landprediger und die Conrectoren in den benachbarten kleinen Städten, die noch in der dortigen Gegend unsere schönen Geister des Lesens würdigten.

In der Philosophie waren Sebaldus und seine Wilhelmine noch weit mehr von einander unterschieden. So sehr er ein eifriger Crusianer war, eben so sehr war sie aus allen Kräften der Wolfischen Philosophie ergeben. Sie hatte Wolfs sämtliche deutsche Schriften gelesen, besonders aber wuste sie desselben kleine Logik auswendig. Wenn eine von ihren Freundinnen sich den Geschmack bilden wollte, so pries sie derselben das zehnte Kapitel wie man von Schriften urtheilen soll, nebst dem eilften an, wie man Bücher recht mit Nutzen lesen soll. Der Crusiusschen Philosophie war sie von Hertzen gramm, welches auch kein Wunder war, wiel sie sich niemals hatte überwinden können, eine einzige von den Schriften des Hochwürdigen Mannes zu lesen.

Sebaldus

Sebaldus gab ſich oft alle mögliche Mühe, ſie dahin zu bringen, daß ſie nur wenigſtens Wüſtemanns Compendium der Cruſiusſchen Philoſophie durchleſen ſollte, welches er für eine nahrhafte Milch für unmündige Philoſophen hielt. Umſonſt! Sie legte es, nachdem ſie ſechs Seiten durchgeleſen hatte, mit Verachtung aus der Hand, und war und blieb eine Wolfianerin.

Es iſt leicht zu begreifen, wie die Philoſophie der ſchönen Wilhelmine zuweilen eine kleine Unordnung im Hausweſen habe verurſachen können, und wie möglich es geweſen, daß ein neuangekommenes Stück der Litteraturbriefe der zureichende Grund ſeyn können, daß der Reißbrey anbrennen mußte. Solche kleine häusliche Widerwärtigkeiten ſtörten aber keinesweges die beiderſeitige Zufriedenheit. Da Sebaldus gemeiniglich zu eben der Zeit über ein Geſicht aus der Apocalypſe geſchwitzt hatte, ſo ſchmeckte er entweder den Fehler der Speiſe nicht, oder nahm ihn ganz gutherzig auf ſich, weil er glaubte, er habe auf ſich allzulange warten laßen. So gebiert das Bewußtſeyn eigener Schwachheiten Toleranz, und Toleranz gebiert Liebe.

Im Anfange freilich verurſachten, die ſich gerade entgegen geſetzten gelehrten Meinungen beider Eheleute, unter ihnen manchen heftigen Zwiſt, ſo bald aber nur die beiderſeitige Zuneigung ſtärker geworden war, ſo konnten die verſchiedenen Meinungen nicht mehr

den

den Wachsthum ihrer Liebe hindern. Auf die Philoſophie, über die ſie ſich ſo oft ohne Erfolg geſtritten hatten, lieſſen ſie ſich ferner gar nicht ein. Hingegen ließ ſich Sebaldus zuweilen gefallen, von Wilhelminen ein Stück aus einem neuen deutſchen Schriftſteller vorleſen zu hören, (denn wider die franzöſiſchen Schriften hatte er ſich allzudeutlich erkläret, als daß ſie ſich derſelben zu erwähnen getraut hätte,) Wilhelmine war auch zuweilen ſo gefällig, von ihrem Manne ein Stück ſeiner neuen Erklärung der Apocalypſe mit Parallelſtellen aus P. Daniels Geſchichte beſtärkt, ſich vorleſen zu laſſen. Sie rief wohl zuweilen aus: „ſinnreich! wirklich ſehr ſinnreich!" Mit dieſem Beifalle war er vergnügt wie ein König. Er ließ ihn auch nicht unbelohnt. Er ſetzte ſich ans Clavier, und ſpielte ungebeten einige der Oden mit Melodien, von denen er wußte, daß ſie ſeiner Frau am angenehmſten waren. Wilhelmine ſang mit frohem Herzen dazu, und gewöhnlich war ein ſolcher Auftritt eine reiche Quelle guter Laune für dieſen und einige folgende Tage.

Gegen das Ende der erſtern neun Monate ihres Eheſtandes, ward er mit einem Sohne geſegnet, deſſen ſich der Hofmarſchall aus alter Bekanntſchaft beſonders annahm. Er ließ ihn oft zu ſich in die Stadt holen, beſchenkte ihn, und konnte lachen, daß

daß ihm der Bauch schütterte, wenn der Junge, der von seiner ersten Jugend an versprach, einst ein durchtriebener Kopf zu werden, einen Umstehenden in die Waden zwickte, oder sonst jemand einen kleinen Schabernack anthat. Als der Knabe sechs Jahr alt war, so nahm er ihn ganz zu sich, so, daß er seitdem seine Aeltern nur selten zu sehen bekam. Im vierzehnten Jahre war der Knabe so weit gekommen, daß er die muthwillige Neckereyen, die der Hofmarschall so oft in seiner ersten Kindheit an ihm bewundert hatte, auch an seinem Wohlthäter selbst auszuüben anfing. Dieser machte sich also nicht so viel daraus, einen Knaben ferner um sich zu haben, dessen Witze er zwar Beifall gab, wenn er andere höhnneckte, aber nicht, wenn er sich auch an ihn, den Hofmarschall selbst, wagte. Er besann sich, daß er einen guten Freund hatte, der Curator über eine etwa 25 Meilen entlegene Fürstenschule war, in derselben verschafte er dem jungen Nothanker eine Freystelle. Als der Knabe in derselben sechs Jahre verharrt hatte, und es nun Zeit schien, ihn auf Universitäten zu bringen, verschafte er demselben durch gleiche Protection zwey Stipendien auf einer berühmten Universität. Weil nun zwey Stipendien einträglicher waren, als eins, so konnte der junge Nothanker

auch

auch seine Studien mit viel glücklicherm Erfolge fortsetzen, als sonst ein armer einfacher Stipendiat hätte thun können. Er studierte also nicht allein in den Collegien, sondern auch in den Caffehäusern, bey den Jungemädgen, in den Dorfschenken, und überhaupt cavaliermäßig in der großen Welt. Er machte auch Verse und Satiren, wodurch er denn bald ein Mitglied der deutschen Gesellschaft des Ortes ward. Von der Philosophie machte er Profeßion, und setzte sich schon in seinen Studentenjahren vor, in derselben einst große Veränderungen vorzunehmen, in der philosophischen Kritik aber war er so stark, daß er den Longin und Home, immer beym dritten Worte citirte. Diese Nachrichten erfreueten Wilhelminen ungemein, welche ihn als ihren würdigen Erben ansahe, obgleich Sebaldus ein wenig darüber den Kopf schüttelte, und die Hofnung, die er sich seit zehen Jahren gemacht hatte, ihn zum Adjunkt seiner Pfarre zu bekommen, beinahe aufzugeben anfing.

Etwa sechs Jahre nach der Geburt des Sohnes, eben als die Zuneigung zwischen Sebaldus und Wilhelminen zur wärmsten Zärtlichkeit gestiegen war, wurden sie mit einer Tochter erfreut, die den Namen Mariane bekam. Sie war von ihrer

ersten

ersten Jugend an, der Gegenstand der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit. Besonders wendete Wilhelmine ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Tochter. Sie unterwies sie in allen weiblichen Arbeiten und in der französischen Sprache, ihr Vater war ihr Lehrer in der Geschichte und Erdbeschreibung, und beide vergassen nichts um den Geist und das Herz dieser geliebten Tochter zu bilden. Als Mariane sechszehn Jahre alt war, hatte sie die besten deutschen und französischen Schriftsteller gelesen. Wenn ihre häuslichen Geschäfte geendigt waren, so war ihr Amt, wechselsweise ihrer Mutter vorzulesen, oder auf dem Clavieve zu spielen, worauf ihr Vater ihr erster Lehrmeister gewesen war, und ihr eigner Fleiß sie zu mehrerer Vollkommenheit gebracht hatte. Eine sanfte Seele, ein mitleidiges Herz, krönte ihre übrige gute Eigenschaften, und gab ihnen in den Augen ihren Eltern noch einen viel gröstern Werth.

Als diese älteste Tochter schon erwachsen war, wurde das Haus mit noch einer kleinen Tochter vermehret, die auch die besten Hofnungen von sich gab, da sowohl Wilhelmine als die junge Mariane wetteiferten, der kleinen Charlotte die beste Erziehung zu geben.

Zweyter Abschnitt.

Die häusliche Zufriedenheit hatte auf solche Art in dieser Familie viele Jahre ununterbrochen fortgedauret. Sebaldus verrichtete seine Amtsgeschäfte in der Kirche mit frohem Gemüthe eben so wie Wilhelmine in der Küche und in der Milchkammer. Die willige Unterstützung ihrer nothleidenden und bekümmerten Nachbaren war ihnen beiden ein gemeinschaftliches Geschäfte. Wenn diese Geschäfte vorbey waren; so kehrten sie mit Vergnügen zu ihrer eigenen Gesellschaft, und zur Gesellschaft ihrer herzlich geliebten Kinder zurück. Ein vergnügtes Herz war die Würze jeder ländlichen Mahlzeit, und verschönerte ihre ruhigen Abendspaziergänge. Das Einförmige in ihrer Lebensart und in ihrem Vergnügen gewann mehrere Veränderung, so wie ihre Kinder an Alter zunahmen. Eine richtige Anmerkung, oder ein witziger Einfall, den Mariane hören ließ, ein neues musikalisches Stück das sie zum ersten mahl spielte, war der älterlichen Zärtlichkeit ein Fest, woran ihr Vergnügen Tage lang Nahrung hatte. Der Tag, da Charlottchen zuerst das süsse Wort Mutter lallte, der, da sie zuerst auf ihren kleinen Füssen dritthalb Schritte von dem Schooße der Mutter zum Vatter allein forttaumelte, der, da sie ihm

das

das erste von ihr genähte Säumchen vorzeigen konnte, oder der, da sie, durch ihre zärtliche Schwester gelehrt, beide Eltern durch Hersagung der Gellertschen Fabel vom Zeisig überraschte, waren in dieser kleinen Familie Galatage, deren Anmuth, wider die Art der höfischen, auch noch nachdem sie vorbey waren genossen ward.

So vollkommen das Glück dieser Familie war, so drohete es doch ein kleiner Vorfall zu unterbrechen. Es erschien in den letzten Jahren des vergangenen Krieges eine Schrift: Vom Tode für das Vaterland, betittelt. Diese kleine Schrift würde in das ruhige Fürstenthum, so leicht nicht eingedrungen seyn, welches von neyen Schriften, sonderlich von solchen, die sich mit dem Tande der weltlichen Weisheit, und mit dem Spielwerke der schönen Wissenschaften beschäftigten, gar nicht beunruhigt wurde. Man hatte darinn gewöhnlicherweise ausserdem fürstl. privilegirten Gesangbuche, welches jährlich in grobem und feinem Drucke aufgelegt ward, und einigen auswärtigen Calendern, als dem hinkenden Staatsboten, dem Nürnbergischen Land- und Haus-Calender, Lachneaulici allgemeiner Haus- und Wirthschaftsregeln u. s. w. nichts, als des Herrn von Bogazky tägliches Hausbuch, den kleinen Görgel in Lebensgröße, Schabalie wandelnde Seele, Försters erve-

diten Prediger in sechs Quartbänden, die Grundrisse von Predigten der Hamburgischen Herren Pastoren, nebst der Insel Felsenburg, den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier, Eulenspiegel den jüngern, und einigen Romanen des Dreßdner Thürmers, z. B. das Leben Peter Roberts, das wunderbare Schicksal Antoni, das Leben des Malers Michaels, und dergleichen Sachen mehr.

Wilhelmine aber, die auf alle neue Bücher neugierig war, die in die schönen Wissenschaften, in die Sittenlehre, Geschichte u. s. w. einschlugen, hatte, wie wir schon erwähnt haben, für sich selbst eine kleine auserlesene Bibliothek solcher Bücher, dergleichen in dem ganzen Fürstenthume nicht anzutreffen war. Sie hatte dem Buchhändler in der fürstlichen Residenzstadt, ihrem Gevatter, den Auftrag gegeben, ihr alles was von solcher Art Büchern wichtiges erschien, in eben dem Pakete zuzusenden, worinn Sebaldus alle neue Schriften, die über die Apocalypse herauskamen, empfing. So nährte der ehrliche Hieronymus den Geist beider Eheleute, den einen mit Witz, und den andern mit Prophezeiungen.

Dieser Buchhändler hatte in seiner Jugend einige Schulstudien gehabt, und hatte dadurch vor verschiedenen seiner Handlungsgenossen den kleinen Vorzug erlanget, die Titel der Bücher, die er verkaufte, ganz

zu

zu verstehen. Er hatte in verschiedenen ansehnlichen Buchhandlungen in Holland, Frankreich und Italien, als Handlungsdiener gestanden. Er hatte dabei nicht allein sein eigenes Gewerbe in einem weit größern Umfange eingesehen, sondern er hatte auch Städte und Sitten der Menschen kennen lernen, und daher kam es, daß er zuweilen, vielleicht ohne es selbst zu wissen, ein vernünftigeres Urtheil von verschiedenen Sachen fällete, als sein Nachbar der Superintendent, oder sein anderer Nachbar der Rath in dem fürstlichen Expeditionscollegium, die beide, ausser ihren auf einer benachbarten Universität verbrachten Universitätsjahren, niemals ihre Vaterstadt verlassen hatten.

Hieronymus pflegte aber die Einsichten die er besaß, eben nicht unabläßig geltend zu machen, daher hatten sie ihm auch nicht Feinde zugezogen. Er war in der kleinen Residenzstadt, in der er sich gesetzt hatte, in Ansehen, ohne von jemand beneidet zu werden, denn er war gegen jedermann dienstfertig, und hatte eine natürliche Abneigung jemand ins Gesicht zu widersprechen, oder erlangte Vortheile von irgend einer Art zur Schau zu tragen. Bey diesen Grundsätzen und einer so glücklichen Temperamentstugend war er in seinem Städtchen wohlhabend geworden,

ohne daß es bey seinen Nebenbürgern eben sonderliches Aufsehen verursacht hätte.

Gleichwohl hatte er durch seinen Fleiß, ganz unvermerkt, in dem Ländchen wo er sich befand, zween ganz neue Handlungszweige eröfnet, an die vorher noch niemand daselbst gedacht hatte. Es hatte das kleine Fürstenthum einen fruchtbaren Boden, und nicht wenig Viehzucht, es brachte alles hervor was die Einwohner nähren konnte. Sie nährten sich auch, und zehrten richtig dasjenige auf, was ihnen zuwuchs. Weil sie aber ausser ihrem mäßig bestellten Ackerbaue, gar keine einzige Art von Kunstfleiß hatten, so war freilich unter ihnen wenig Geld. Es reichte kaum zu, die Röcke und die Strümpfe zu bezahlen, die die Handwerker eines benachbarten Herzogthums, aus der Wolle die in diesem kleinen Fürstenthum sehr wohlfeil verkauft ward, webten, und alsdenn in dasselbe wieder einführten. Es war also kein Wunder, daß bisher noch kein Buchhändler in diesem Ländchen hatte Bücher verkaufen können. Hieronymus, war der erste, der sich unterstand Bücher darin einzuführen. Er sahe aber auch nicht so genau darauf, ob er eben baar Geld erhielt. Er verkaufte mehrmahls z. B. das Juristische Oraculum in sechszehn Foliobänden für einen fetten Ochsen, Leopolds Landwirthschaftsbuch für sechs Scheffel Roggen, und Riegers Herzpostill,

postill, oder Cardilucii Kunst-Arzney-Natur- und Nahrungspostill für ein paar Schock Eyer, ja er gab noch wohl Mürdelii süsse Geisteserquickungen, oder Meletaons Tugendschul in den Kauf.

Hierdurch machte er sich besonders bey den Predigern in Städten Flecken und Dörfern sehr beliebt, die gern etwas von ihren Zehenden oder von ihrem Naturaldeputat daran wagten, um sich Krauſens evangelischen und epistolischen Predigerschatz, Kleiners Hirtenstimme, Schlichthabers fünffache Dispositionen aller Evangelien, oder Weihenmayrs epistolische Spruch- und Kernpostill anzuschaffen, und sich dadurch die schwere Last des Predigamts, die sie so sehr drückte, zu erleichtern. Die Bürger folgten bald dem Exempel ihrer Seelenhirten, und schafften sich von einem Theile des Ertrags ihrer Erndte, und ihrer Kälber- und Hammelzucht einige erbauliche und nützliche Bücher an, z. B. Hollazens Gnadenordnung und Pilgerstraße, Staricii Heldenschatz, die reine Wasserquelle, den vom Engel Raphael begleiteten Wandersmann, Goezens Betrachtungen über die Dinge die nach dem jüngsten Gerichte vorgehen werden, *Hocuspocus* oder die neuvermehrten Taschenspielerkünste, die neueröfnete Kunstpforte, Schnurrs Kunst- und Wunderbuch, der getreuen Bellamira wohlbelohnte Liebesproben,

Heußens biblische Seelenweide, Widders Krankenpostill u. d. gl. Die fürstlichen Räthe und Secretarii aber kauften Bolzens Amts- und Gerichtsactuarium, dessen Anweisung zum Ambthierungswerke, *Salanders alias*, Sieckels allezeit fertigen Notarium, Heumanns rechtlichen Catechismum, besonders aber des deutlichen Schwesers oder *Philoparchi* wohlunterrichteten Beamten ꝛc.

Hieronymus erhielt also, als ein Laye, einen Vortheil der sonst nur der Geistlichkeit eigen war, nemlich er speisete den Geist seiner Mitbürger, und eignete sich dafür ihre Glücksgüter zu. Er ließ die eingetauschten Ochsen, Hämmel und Schweine in eine Ställe treiben, und das eingetauschte Getraide auf seine Böden schütten, und verkaufte alles auf den Märkten des obgedachten Herzogthums für baares Geld, weil daselbst die blühenden Manufacturen, und die dadurch verursachte Bevölkerung einen etwas höhern Preis der Nahrungsmittel verursacht hatten. Man kennete ihn daselbst nicht unter dem Namen des Buchhändlers Hieronymus, aber der Namen des Korn- oder Viehhändlers Hieronymus, war bey den Müllern, Bäckern und Schlächtern daselbst, um desto bekannter.

Seine Nachbarn hatten selbst Aecker und Wiesen, aber zufrieden sich selbst zu nähren, baueten sie nicht mehr,

mehr, als sie brauchten, noch weniger dachten sie daran, den Ueberfluß ihren Nachbarn weiter, als etwa bis in die nächste kleine Landstadt, zuzuführen. Es währete Jahre lang, bis durch die beladenen Wagen und durch die Heerden Vieh, die sie so oft aus Hieronymus Hause, wegfahren und wegtreiben sahen, ihre Neugier rege gemacht ward.

Sie versuchten bald eben diesen Weg, und da ihnen ihr Unternehmen gelang, fiengen sie an ihre Viehzucht zu vermehren, und ihre Aecker fleißiger zu bauen. Sie nahmen dadurch selbst an gutem Wohlstande zu, und das ganze Ländchen kam in wenig Jahren in so gutes Aufnehmen, daß die Staatsklugen zu erörtern anfiengen, warum das Land sich so schnell verbessert habe.

Eigentlich war freilich der Fleiß des Hieronymus und das Beyspiel, das er seinen Mitbürgern gegeben hatte, die Ursach davon. Es ist aber allen denen, die politische und Finanzvorfälle untersuchen, schon längst zur Regel geworden, nicht die kleinen Umstände anzuführen, welche gemeiniglich die wahren Ursachen der Begebenheiten zu seyn pflegen, sondern große Umstände, welche gemeiniglich nicht die wahren Ursachen sind. Daher ward in einer in das fürstliche Intelligenzblatt eingerückten Abhandlung, die schnelle Zunahme des Wohlstandes des Landes, der landesväterlichen Vorsorge des Fürsten zugeschrie-

ben, (der auf seinem Lustschlosse, seine Zeit zwischen der Jagd und seiner Maitresse theilte) und nach derselben den klugen Anstalten seines ersten Geheimenraths, (der in der fürstlichen Residenzstadt im Cabinet unermüdet arbeitete, alle Stellen im Lande mit seinen Verwandten und Creaturen zu besetzen) Der Superintendent D. Stauzius hingegen, ein scharfer Gesetzprediger, nahm diese Abhandlung in der Einweihungspredigt der neuerbauten St. Bartels Kapelle ziemlich durch, und versicherte, der zugenommene Wohlstand des Landes sey ein sichtbarer Segen des Höchsten, wegen der frommen Aufführung der Einwohner:

Man muß nemlich wissen, daß in der fürstlichen Residenzstadt ein paar Jahre vorher, fünf Strassen nebst einer kleinen verfallenen Kapelle abgebrannt waren. Die Einwohner trugen, auf die nachdrückliche Ermahnung des Superintendenten, zum Bau der Kapelle, welche viel vergrößert und verschönert aufgebauet werden solte, so reichlich bey, daß sie freilich kein Geld übrig behielten, zu einer Hauscollecte etwas beyzutragen, die der Bürgermeister veranlasset hatte, um von deren Ertrage einige gemeine Feuerspritzen anzuschaffen, weil bloß aus Mangel derselben, das Feuer soweit um sich gegriffen hatte. Noch weniger kehrten sie sich an die leichtsinnigen Reden des Bürgermeisters,

germeisters, der öffentlich sagte, daß man vor allen Dingen den abgebrannten Einwohnern beyspringen müsse, und daß es überhaupt unnöthig sey die Kapelle wieder zu bauen, da andere Kirchen genug in der Stadt wären, noch weniger sie zu vergrößern, so lange die Häuser der Einwohner zu deren Gebrauch die Kapelle dienen sollte, noch in der Asche lägen. Diese mußten sich freilich, da sie nirgend unterkommen konten, und gar keine Hofnung sahen, sich wieder aufzuhelfen, in wenig Wochen zu Colonisten nach Rußland anwerben lassen. Sie bekamen also die für sie neuerbaute Kapelle nicht zu sehen. Hingegen hatten sie doch den Trost, daß sie an dem Ufer der Wolga die gedruckte Einweihungspredigt des D. Stauzius nebst den beygefügten Carminibus des Stadtministerii und aller Primaner des fürstlichen Lycei mit vieler Erbauung verlesen hörten.

Sebaldus erhielt diese gedruckte Einweihungspredigt in eben den Pakete, worin Wilhelmine die Schrift vom Tode fürs Vaterland erhielt. Sie machte ihm aber nicht sonderliches Vergnügen. D. Stauzius hatte in derselben mehr als einmal, denen die Kirchen und Kapellen verachten, und den Bau oder Verschönerung derselben hindern, mit der ewigen Verdammniß gedrohet. Sebaldus aber konnte diese Lehre niemals behauptet sehen, ohne

in eine Art von Bekümmerniß zu gerathen, die dem Mißvergnügen nahe war. Der Tod fürs Vaterland hingegen hatte auf Wilhelminen eine ganz entgegengesetzte Wirkung. Er setzte ihren ohnedis zum romantischen geneigten Geist in ein neues Feuer. Sie fühlte Entzückung über die Gedanken, daß auch der Unterthan einer Monarchie nicht eine bloße Machine sey, sonder seinen eigenthümlichen Werth als Mensch habe, daß die Liebe fürs Vaterland einer Nation eine große und neue Denkungsart gebe, daß sie eine Nation als ein Muster für andere darstelle. Von diesen Ideen erhitzt sann sie nach, wie sie in dem allgemeinen Kriege der damahls Deutschland verheerte, ein Beyspiel ihrer Liebe fürs Vaterland geben könne. Mitten unter diesen Gedanken fiel ihr gleich auf der ersten Seite folgende Stelle aufs Herz: " Sollte wohl ein Diener der „ Religion sich entweihen, sollte er wohl dadurch „ sein Amt vernachläßigen, wenn er, nachdem er „ tausendmal gesagt hat: Thut Busse; auch ein„ mal riefe: Sterbet freudig fürs Vaterland? " Sie beschloß, daß niemand ihrem Manne das Verdienst rauben sollte, dieser Aufforderung zuerst ein Genüge gethan, noch ihr das Verdienst, ihn dazu aufgemuntert zu haben. Von diesem Vorsatze voll, that sie, welches sie sonst selten zu thun pflegte, in

Sebaldus

Sebaldus Studierstube. Sie las ihm aus der Schrift, die ihr so sehr gefiel, die stärksten Stellen vor. Sie beschloß mit der eben angeführten an die Prediger gerichteten Stelle, und setzte alle Gründe, die sie sammlen konnte zusammen, um ihn zu bewegen, daß er den nächsten Sonntag seiner Gemeine predigen sollte; Sterbet freudig für das Vaterland.

Sie fand bey Ihrem Manne einen stärkern Widerstand, als sie sich vorgestellet hatte. Sebaldus, dessen Geist, ohne Prophezeiung nicht so leicht in Enthusiasmus gerieth, und der durch D. Stauzius Einweihungspredigt noch weniger erwärmt worden war, hatte ihrer feurigen Deklamation hundert kalte Gründe entgegen zu setzen, auf die sie sich nicht gefaßt gemacht hatte. Er sagte ihr unter andern, daß ein Geistlicher, wenn er glaubte, oft genug gerufen zu haben: Thut Busse, noch eine Menge Wahrheiten zu predigen habe, die ihn alle noch nützlicher dünkten, als der Tod für das Vaterland. "Und, setzte „ er hinzu, wo ist in unserm unter Krieg und „ Verheerung seufzenden Deutschland, jezt wohl „ das Vaterland zu finden? Deutsche fechten „ gegen Deutsche. Das Contingent unsers Fürsten „ ist bey dem einen Heere, und in unserm Länd„ chen wirbt man für das andere. Zu welchen sol-

» len wir uns schlagen? Wen sollen wir angreifen?
» Wen sollen wir vertheidigen? Für wen sollen
» wir sterben?"

Wilhelmine, die einmahl beschlossen hatte, daß vom Tode fürs Vaterland gepredigt werden sollte, sahe wohl ein, daß allgemeine Gründe ihren Mann nicht bewegen würden, sie nahm also zu solchen ihre Zuflucht, die ihn näher angiengen. Sie versetzte: » Wird denn nicht in diesem Kriege wieder die » Franzosen gestritten? Ich glaube immer, die Deut- » schen sind ächte Deutsche, die auf Türken und » Franzosen losgehen. Sie haben mir, mein Lieber! » oft von Weissagungen vom nahen Untergange » Franckreichs vorgesagt; sollte in der Apocalypse » keine Weissagung seyn, die den itzigen Krieg ange- » het? Schlagen Sie doch nach. Wer weiß, ob in » diesem Kriege nicht Deutsche das stolze Frankreich » erobern sollen? Wie? Wenn es ihnen nun vorbe- » halten wäre, durch ihre Predigt zu diesem großen » Werke den ersten Anlaß zu geben? Welcher Ruhm » für Sie, wenn auch auf Sie und auf Ihre Predigt » mitgeweissagt wäre! Können Sie der Kraft so » vieler Gründe wohl widerstehen? Ich dächte, » Sie müsten dadurch determinirt werden!"

Der arme Sebaldus war nun bey allen seinen Schwächen angegriffen, denn Wilhelmine pflegte sehr

selten

selten die Apocalypse anzuführen, noch weniger pflegte sie der Franzosen mit einem widrigen Seitenblicke zu gedenken, und über den zureichenden und determinirenden Grund, waren ihre Gedanken ihres Mannes Gedanken so schnurstracks zuwider, daß weder Sebaldus das Wort zureichend, noch Wilhelmine das Wort determinirend jemals in den Mund zu nehmen pflegte. Es geschahe also hier, was immer zu geschehen pflegt, daß die gefällige Freundlichkeit eines Frauenzimmers die besten Gründe einer Mannsperson unkräftig machte.

Sebaldus wählte einen schicklichen Text für den nächsten Sonntag aus der Apocalypse, und da dieses das erste mahl war, daß er über einen Text aus diesem von ihm so geliebten Buche predigte, so hielt er seine Predigt, vom Tode fürs Vaterland, in einem enthusiastischen Feuer, daß seine Gemeine sonst an ihm nicht gewohnt war. Als er aus der Kirche nach Hause gieng, bemerkte er sogleich die Frucht seines Eifers. Er sahe auf dem Kirchhofe einen ziemlichen Auflauf, und hörte jemand sehr laut reden. Als er näher hinzu kam, hörte er, daß ein im Dorfe liegender Unterofficier, der mit in der Kirche gewesen, zu seiner Predigt einen epanorhotischen Usum hinzu that, und nicht ohne Frucht, denn zehn junge, rasche Bauerkerl, nahmen auf der Stelle Dienste.

Dem

Dem Sebaldus klopfte hiebey ein wenig das Herz, aber Wilhelmine jubilierte über den glücklichen Erfolg ihres Vorschlags. Sie wendete auf dem Wege aus der Kirche nach Hause alles an, um ihrem Mann eben so freudige Gesinnungen mitzutheilen. Es würde ihr vielleicht gelungen seyn, wenn nicht zween Briefe, die sie bey ihrer Ankunft zu Hause fanden, ihre Freude etwas niedergeschlagen hätten. Der eine war von einem Professor der Universität wo ihr ältester Sohn studierte. Er meldete ihnen ohne Umschweife, daß ihr Sohn, mit Hinterlaßung vieler Schulden davon gelaufen sey, und daß niemand wisse, wohin. Beide Aeltern fuhren bei dieser unvermutheten Nachricht zusammen, und zitterten vor dem zweyten Brief. Als sie auf der Aufschrift ihres Sohnes Hand erblickten, so riß ihn Wilhelmine aus Sebaldus Händen, und laß ihn. Der Sohn meldete darinn, ohne von seinen Schulden etwas zu erwehnen, „ daß er es für einen guten „ Bürger für schimpflich halte, stille zu sitzen wenn „ das Vaterland in Noth sey; daß die Römer und „ Griechen in ihrer Jugend Kriegsdienste gethan „ hätten, daß er diesem glorreichen Exempel folgen „ wollte, und daher auch zur Armee gegangen sey. „ Er meldete zu gleicher Zeit seinen Eltern, daß „ er vor der Hand einen fremde Namen angenom-

„ men

» men habe, und so lange führen wolle, bis er seinem » wahren Nahmen Ehre bringen könnte. « Sebaldus ward bei dieser Nachricht ganz blaß, und Wilhelmine fiel mit einem lauten Geschrey rücklings aufs Canape. Sie besann sich aber bald, daß itzt die beste Gelegenheit sey, spartanische Gesinnungen zu zeigen, ermannete sich, stand auf, und sagte mit thränenden Augen; « Ich habe ihn dazu gebohren! « Sie suchte auf alle Weise ihre heldenmüthige Gesinnungen bey sich wieder hervor zu ziehen. Bald stellte sie sich die großen Thaten vor, die ihr Sohn verrichten würde; bald bedaurete sie nur, daß er seinen Nahmen verändert hatte, weil sie auf diese Art von ihr unbemerkt geschehen könnten. Bald hofte sie wieder, daß er, wenn er etwas großes verrichtet hätte, gewiß seinen Namen kund thun werde. Inzwischen konnten alle diese heroische Gesinnungen, mit denen sie sich tröstete und die dem Sebaldus gar keinen Trost gaben, weder ihre mütterliche Zärtlichkeit noch des Sebaldus weise Betrachtungen unterdrücken, die sich beständig dazwischen mischten. Nachdem sie damit den Nachmittag zugebracht hatten, legten sie sich beiderseits in einer solchen Gemüthsverfassung schlafen, daß, wenn sie vier und zwanzig Stunden vorher darin gewesen wären, Sebaldus schwerlich würde gepredigt haben: Sterbet freudig für das Vaterland, noch

noch Wilhelmine ihn dazu würde haben ermuntern wollen.

Dritter Abschnitt.

Indessen erscholl die Nachricht von Sebaldus Predigt und von ihren Folgen, bald bis in die fürstliche Residenzstadt. Sebaldus hatte im Consistorium zwey sehr mächtige Feinde. Der eine war der Präsident, der als ein Ehrenmitglied verschiedener deutschen und lateinischen Gesellschaften viele sehr fließende deutsche Reime, und viele sehr deutliche lateinische Chronodistichen verfertigte. Alle am fürstlichen Hofe vorfallende Galatage, alle Landplagen, als Heuschrecken, Hagel, feindliche Einfälle, alle Promotionen der ihm untergebenen Conrectoren, und Landprediger, besang seine Muse ungesäumt. Wilhelmine war eine viel zu feine Kennerin der schönen Wissenschaften, als daß sie sich dem falschen Geschmacke, der in ihrem Vaterländchen beschützt ward, nicht hätte widersetzen sollen. Sie sprach bey jeder Gelegenheit von den deutschen Versen des Präsidenten überaus verächtlich, und seine lateinische Chronodistichen, wenn sie sie auch und nicht verstand, so wuste sie sie doch aus dem Zuschauer mit einer Reihe Soldaten zu vergleichen, in welcher einige

Riesen

Riesen zwischen einer Anzahl Zwerge ſtänden. Nun iſt es bekannt, daß alle Dichter ſehr empfindlich, und die ſchlechten Dichter gemeiniglich die empfindlichſten ſind. Es iſt alſo leicht zu erachten, daß es der Präſident für einen unerhörten Eingriff in die Landesverfaſſung und gute Subordination hielt, daß eine Landpfarrerfrau ſich über die Verſe eines Mannes wie er, öffentlich aufhalten dürfte, und daß er keine Gelegenheit wird verabſäumet haben, ihrem Manne empfinden zu laßen, daß er ſein Oberer war. Der zweyte Feind des Sebaldus, war der Generalſuperintendent D. Stauzius. Dis war eben der Pfarrer, der Sebaldus mit Wilhelminen getrauet hatte, der wilde Mann, der ſo gern von dem Oberſten Menzel und von dem luſtigen Treffen zu Roßbach ſprach. Er hatte kurz nach Sebaldus Heirath die Ausgeberin des Präſidenten geheirathet, die Sebaldus verſchmähet hatte, und war dadurch Generalſuperintendent worden. So wie er am Stande zunahm, wuchs auch ſein Eifer für die Orthodoxie. Er lies ſich zum Doctor der Theologie machen, damit er einen doppelten Beruf habe, ſich der Orthodoxie alles Fleiſſes anzunehmen. Er erhielt im Lande eine ſolche Einförmigkeit in der Lehre, wie ein Hauptmann bey einer wohleingerichteten Compagnie Soldaten, bey der jeder Rock ſo lang als der andere, jeder Zopf ſo dick als der

anders, jede Stiefelette so lang aufgeknüpft ist als die andere, und die sich nie nach ihrem eigenen Willen, sondern blos nach dem Wink ihrer Obern beweget. So bald ein Prediger nur den geringsten Geruch von Ketzerey an sich spüren ließ, ward er abgeschaft. Dadurch ward das Ländgen wirklich so rein gehalten, daß Sebaldus der einzige war, der auf der schwarzen Liste stand. Schon als D. Stauzius noch Dorfpfarrer war, hatte er sich mit Sebaldus oft über die Ewigkeit der Höllenstrafen bestritten, die er mit großem Eifer behauptete, und von der Sebaldus, wie wir dem Leser schon haben merken lassen, Begriffe hatte, die zwar ganz menschenfreundlich, aber gar nicht orthodox waren. Seitdem D. Stauzius Superintendent worden war, hatte er die Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen noch nothwendiger gefunden. Er merkte beim Antritt seines Amts bald, daß er bey den Kammerjunkern und den fürstlichen Räthen, mit dem florentinischen Wetterglase, aus welchem er vormahls seinen Bauern Wind und Wetter vorhersagte, *) nicht viel ausrichten konnte. Er legte sich also, um sie in kirchlicher Zucht zu halten, auf ein recht derbes Gesetzpredigen. Er mahlte ihnen den höllischen Schwefelpfuhl recht schrecklich, und die Martern der Verdammten recht gräßlich vor, wobey er denn

*) S. Wilhelmine S. 18.

mit einem holen klagenden Tone das Wort ewig! ewig! ewig! sehr oft erschallen ließ. So streng und unerbittlich er aber auf der Kanzel gegen die Sünder war, so gefällig und nachgebend war er gegen seine Frau, die er aus so vornehmen Händen empfangen hatte. Sie regierte ihn ganz. Unglücklicherweise aber für Sebaldus war sie auf denselben und seine Frau auch sehr übel zu sprechen. Sie konnte es ihm noch nicht vergeben, daß er ihre Hand und mit ihr das einträgliche Amt ausgeschlagen hatte, bloß um eine jüngere und schönere Person zu heirathen. Wenn also D. Stauzius gegen Sebaldus nur ein verdrießliches Wort sagte, so setzte sie noch zwey oder drey hinzu, und brachte sowohl ihren itzigen Mann, als ihren gewesenen Herrn wider ihn auf. Welch Wunder also, daß Sebaldus sehr oft, auch bey den geringfügigsten Vorfällen nachdrückliche Verweise aus dem Consistorium bekam.

Die gegenwärtige Sache hingegen war zu wichtig, als daß sie mit einem bloßen schriftlichen Verweise konnte abgemacht werden. Sebaldus ward also in Person nach der fürstlichen Residenz, vor dem Consistorium zu erscheinen, gefordert. Als er erschien, sahe ihn der Präsident von oben bis unten an, seufzte, machte die Augen zu, hob das Angesicht gen Himmel, und hielt ihm in einem feinen etwas heisern und lang-

gezogenen Ton ſeinen Unfug vor, daß er von etwas anders, als von Buße und Zerknirſchung des Herzens gepredigt hätte, welches den ſymboliſchen Büchern ſchnurſtracks zuwider ſey. Kaum hatte er ausgeredet, als der Superintendent aufſtand. Er ſchrie mehr, als er ſprach, zitterte vor Eifer, ward feuerroth im Geſichte, runzelte ſeine ſtarke halbgraue und halbrothe Augenbraunen, konnte noch nicht ſprechen, und ſchüttete als er anfieng, in einem holen bellenden Ton, ſo ſchnell daß ein Wort das andere jagte, ein geſtottertes Anathema über das andere auf den armen Sebaldus aus. Er hielt ihm vor, daß die zehn angeworbene Bauerkerl, vermuthlich hätten in den Stand der Gnade kommen können, daß ſie aber nun in dem Lande wohin ſie gebracht würden, Atheiſten werden, und alſo ewig verdammt werden müßten. Auch Er, Sebaldus, hätte die ewige Verdammniß dadurch verdient, daß er an dem ewigen Wehe von zehn Seelen ſchuld wäre, u. ſ. w.

Sebaldus antwortete beſcheiden mit wenig Worten, und ließ am Ende ſeiner Rede einfließen, „daß „Gott gnädiger wäre als erbitterte Menſchen, daß „er uns nach der reinen Abſicht unſers Herzens, nicht „aber nach einem nicht vorhergeſehenen Erfolge unſerer Handlungen, richten werde.“ Stauzius fuhr ihn mit unbeſchreiblicher Wuth an: „Ob er die Ewig-

„keit

„keit der Höllenſtrafen glaube?“ Sebaldus antwortete ganz gelaſſen: „Er glaube nicht, daß es „Menſchen gezieme, der Güte Gottes Maaß und Ziel „zu ſetzen.“ „Sie ſehen, meine Herren, redete der äuſſerſt aufgebrachte Superintendent die anweſenden „an, daß dieſer gottloſe Mann in den Grundlehren „des Glaubens irrig iſt, und ſchändliche grundſtürzende Irrthümer behauptet, ich trage alſo darauf an, „daß er unverzüglich ſeines Amts entſetzt werde, damit er die Seelen der ihm anvertrauten Heerde „nicht ferner in Gefahr bringe.“ Der Präſident antwortete hierauf mit ſanftmüthiger Mine: „Es iſt „zwar wahr, daß Ehrn Nothanker ſich eine ſchwere „Verſchuldung hat zur Laſt kommen laſſen, doch erfordert die chriſtliche Liebe, daß man in einer ſo „wichtigen Sache, als die Abſetzung vom Amte iſt, „ſich nicht übereilen müſſe. Daher iſt meine Meynung, daß dem Fiſcal aufgetragen werde, eine „in gehöriger Form abgefaßte Klage zu überreichen, „welche dem Beklagten mit dem Bedeuten, ſie in „zween Tagen zu beantworten, ſub pœna præcluſi „und daß alsdenn in contumaciam wider ihn erkannt „werde, zu communiciren ſey, deßgleichen daß derſelbe auf nächſte Seßion in vierzehn Tagen beſchieden werde, um die alsdenn abzufaſſende Sentenz anzuhören.“ Dieſer Meinung fielen alle bey, und Se-

baldus verfügte ſich mit ſchwerem Herzen nach Hauſe.

Die Klage des Fiſcals lief in wenig Tagen ein, und weil darin noch mehr auf die Ewigkeit der Höllenſtrafen, als auf die gehaltene Predigt Rückſicht genommen war, ſo glaubten Sebaldus und Wilhelmine, darin die Feder des D. Stauzius zu erkennen. Sebaldus beantwortete ſie in den geſetzten zween Tagen ausführlich, und Wilhelmine fügte noch einige Anmerkungen hinzu, die ihrer Meinung nach die Unſchuld ihres Mannes ſo treffend bewieſen, daß ſich auch nicht das geringſte nur mit einigem Scheine, dawider ſagen lieſſe. Die Verantwortung ward übergeben, und Sebaldus ſchwebte indeſſen zwiſchen Furcht und Hofnung. An dem angeſetzten Tage begab er ſich nach der Reſidenz. Er mußte in dem Vorzimmer der Seſſionsſtube eine halbe Stunde warten, unterdeſſen daß über ſein Schickſal gerathſchlagt ward. Darauf ward er hineinbeſchieden, um die Sentenz anzuhören, welche, nach dem gewöhnlichen Eingange, folgendermaſen lautete: „daß Beklagter wegen irriger Lehre und „Abweichung von den ſo theuer beſchwornen ſymboliſchen Büchern, wobey er aller liebreichen Ermahnungen ohnerachtet verharret, ſeines Predigt- und „Lehramts zu entſetzen, und er bedeutet werde, ſich „alles fernern Lehrens, Predigens und ſonſtiger Actuum miniſterialium gänzlich zu enthalten, ſo lieb

„als

„als ihm die Vermeidung fürstl. Ungnade und zwey-
„jähriger Zuchthausstrafe sey. V. R. W." Es fand keine Appellation statt. Es ward dem guten Sebaldus von dem Consistorialbothen unverzüglich Kragen und Mantel abgenommen, gleich ward er ernstlich bedeutet, die Pfarrwohnung zu räumen, indem die Pfarre bereits vergeben sey, und darauf ward er mit einer väterlichen Ermahnung in Frieden entlassen. Das Consistorium aber blieb noch versammlet, um den Präsidenten, ein lateinisches Chronodistichon, auf diesen merkwürdigen zur Festhaltung der reinen orthodoxen Lehre abzweckenden Actum, vorlesen zu hören, das er in den letzten vierzehn Tagen seit der letzten Session zu Stande gebracht hatte.

Sebaldus war, als er auf die Straße kam, von dem, was vorgegangen war, so betäubt, daß er alle Besonnenheit verlohr. Seine Füsse trugen ihn mechanischer Weise gerade nach Hause. Wilhelmine hatte sich, aus zureichenden Gründen, von dem Ausgange des Processes die beste Hofnung gemacht. Sie hatte daher, in der von ihr selbst gepflanzten Laube, neben dem Pfarrhause, eine ländliche Abendmahlzeit zugerichtet. Als sie damit fertig war, gieng sie ihrem Manne, mit ihren beiden Töchtern, entgegen. Er kam endlich. Als er noch einige Schritte von ihr war, sahe sie schon in seinen wilden starr auf sie gerichteten

Augen, einen Theil des über sie schwebenden Unfalls. Er kam näher, und sagte ihr in wenig Worten, wie groß ihr Unglück sey. Wilhelmine ward blaß, die Knie zitterten ihr, sie fiel in ihrer Tochter Arme, und die kleine Charlotte warf sich auf ihre Mutter und weinete. Wilhelmine ward erst nach geraumer Zeit ihrer Sinne wieder mächtig, und in großer Schwachheit nach Hause gebracht. Alle die Vergnügungen, die sich diese kleine Familie, bey dem Abendmahl in der Laube, nach der Zurückkunft ihres Vaters versprochen hatte, waren dahin. Wilhelmine war von dem heftigen Schrecken so sehr beweget worden, daß sie in wenig Stunden in einem starken Fieber lag. Mariane, ob sie gleich ihr Herzeleid verbarg, konnte doch, indem sie ihrer Mutter Handreichung leistete, ihre naßen Augen nicht verbergen. Die kleine Charlotte winselte unaufhörlich, weil sie ihre Mutter leiden sahe. Sebaldus aber, über sein Unglück kaum so sehr niedergeschlagen, als über die Härte rachgieriger Menschen bestürzt, saß staunend, in der stillen Schwermuth die äusserlich kalt scheint, aber innerlich mit desto größerer Heftigkeit auf die Lebensgeister würet.

Vierter Abschnitt.

Des andern Morgens frühe, erschien vor Sebaldus Thür ein Wagen, in welchem Mag. Tuffelius, der Informator des Superintendenten saß. Diese Person war fünf Fuß vier Zoll lang, und näherte sich mehr der Magerkeit eines Candidaten, als der Feistigkeit eines Pfründenbesitzers. Sein hageres bleiches Gesicht war beständig wasserrecht gerichtet, ohne sich herauf oder herunter zu neigen. Seine Hände die etwas länger waren, als sie hätten seyn sollen, hielt er mehrentheils gerade vor sich weg, und bewegte sie wellenförmig, wie ein Schwimmender im Wasser. Sein Gang war abgemessen und bedächtlich, als wenn er sich fürchtete auf etwas zu treten, und wenn er sprach, welches nie ohne Noth geschah, war seine Stimme allezeit einen halben Ton höher gestimmet, als anderer Leute Stimme, und hatte dabey etwas quäckendes, daß man glaubte einen Staar zu hören. Er ließ sich durch den Bauer der ihn gefahren hatte anmelden, stieg nach empfangener Antwort langsam aus dem Wagen, und schritte fort, bis er ins Zimmer kam, wo ihn Sebaldus und Mariane empfiengen. Er legte seinen Hut vor seinen Bauch, und beide Hände in den Hut, grüßte die Anwesenden mit

einem halbtiefen Bücklinge ohne Haupt und Füsse zu bewegen und ohne ein Wort zu sprechen, setzte sich, und nach verschiedenem Hem, Hem, ließ er sich folgendermaßen aus: „Da ich den göttlichen Beruf „erhalten habe, die Seelen dieses Dorfs als ein treuer „Hirte zu weiden, so wird es dann wohl nöthig seyn, „daß mir dieses Pfarrhaus als meine künftige Woh„nung sogleich geräumet werde, sintemahl ich in dem „Herrn entschlossen bin, mein Amt unverzüglich an„zutreten, und zu dem Ende noch anheute, auf meine „nächstens zu haltende Antrittspredigt zu studiren." Sebaldus stellte ihm vor, daß es unmöglich seyn würde, das Haus zu räumen, um so viel mehr, da seine Frau diese Nacht krank worden wäre. Tuffelius antwortete sehr trocken: „Die Ihnen in Person „vorgelesene Sentenz enthält deutlich, daß sie die „Pfarrwohnung sogleich räumen sollen, und es muß „jeder Christ der Obrigkeit unterthan seyn, die Gewalt „über ihn hat, ich rathe ihnen also wohlmeinend an, „sich zu hüten, daß sie nicht einst zu einem Beispiele „angeführt werden, wie die Abweichung von der rei„nen Lehre, auch zuletzt Rebellion wider die Obrigkeit „hervorbringt." Sebaldus war durch diese Rede so sehr zum Erstaunen gebracht, daß er den Mag. Tuffelius mit starren Augen ansahe, und stillschwieg. Marigne aber nahm das Wort, und sagte mit sanfter

und

UNIVERSITY OF ORLEANS LIBRARY

und zitternder Stimme zu Tuffelius: „Wir sind „nicht willens, uns zu widersetzen, wir sind auch dazu „viel zu schwach, wir verlangen nur so viel Zeit, als „nöthig ist, um eine andere Wohnung zu suchen, dazu „ist ein Tag zu kurz, zudem ist meine Mutter gefähr„lich krank worden. Ein Prediger ist ein Bothe des „Friedens, er soll Ruhe, Einigkeit und Wohlwollen „befördern. Wollen Sie also wohl den Anfang Ih„res Predigtamts damit machen, daß sie eine äus„serst schwache Kranke aus dem Hause werfen?" Tuffelius der mit seinen Augen bishero noch immer unverwandt gerade vor sich weggesehen hatte, richtete sich in einer mit dem Horizonte parallelenLinie gegen Marianens Antlitz, runzelte die Stirn, zog den Mund ein wenig in die Breite, und sagte mit etwas lauterer Stimme und aufgehabener rechten Hand: „Mulier taceat in rebus ecclesiasticis! Meine „liebe Jungfer, ich wäre nicht werth, ein vieljähriger „Candidat des heiligen Predigtamts zu seyn, wenn „ich die Pflichten dieses hochwichtigen Amts nicht „wüßte. Die erste Pflicht desselben ist wohl wahrlich, „daß in Rücksicht auf geistliche und göttliche Dinge „alle irdische und weltliche Dinge uns gar nicht he„wegen müssen. Es würde unverantwortlich seyn, „wenn man die armen verirrten Schafe einen Sontag „über ohne Hirten lassen wollte, es ist also meine

„höchste

„ höchste Pflicht, mich ihrer ohne Verzug anzuneh-
„ men, und sie bald wieder auf den rechten Weg
„ und auf die gute gesunde Weide der reinen Lehre zu
„ führen, wovon sie vielleicht leider! (hier seufzete er,
„ und that einen halben Blick auf Sebaldus) ab, und
„ in den stinkenden Sumpf der Heterodoxie geführet
„ worden." Es ward hierüber noch vieles hin und her geredet, und Tuffelius ließ sich endlich mit Mühe bereden, damit zufrieden zu seyn, daß ihm vor der Hand eine Stube eingeräumet würde, begab sich in dieselbe, schrieb einen langen Brief, mit dem er den Bauer der ihn gefahren hatte zurücksendete, legte Lankischens Concordanz, die er im Koffer mitgebracht hatte, auf den Tisch, und fing an den Faden, seiner Anzugspredigt zu spinnen.

Sebaldus, Wilhelmine und Mariane hatten sich immer blos auf ihre gute Sache verlassen, und sahen nunmehr zu spät ein, daß so gut eine Sache auch ist, dennoch eine mächtige Protection zu einem vortheilhaften Ausschlage, nie überflüßig seyn werde. Wilhelmine erinnerte sich des Hofmarschalls und des Grafen von Nimmer, sie glaubte, daß diese mächtigen Patrone sie gewiß nicht würden verlaßen haben, wenn man sie um Hülfe ersucht hätte. Da sie bey der Schwachheit ihres Körpers nichts von der Lebhaftigkeit ihres Geistes verlohren hatte, so fieng sie an

muthige

ruhige Hofnung zu hegen, daß durch mächtige Vorworte vielleicht ihr Schicksal noch könnte geändert werden. Sie wendete alle Kräfte an, ihren Mann zu bereden, daß er nach der Stadt gehen und bey seinen Gönnern Hülfe suchen sollte, welches Sebaldus endlich versprach. Es ward ferner verabredet, daß man die Pfarrwohnung nicht freiwillig räumen wollte, und Wilhelmine wußte viele zureichende Gründe anzuführen, warum Gewalt weder gebraucht werden könnte noch würde. So lange man nur im Besitz wäre, glaubte sie, könnte noch wohl die Absetzung widerrufen werden. Mit diesen Ueberlegungen beschäftigten sie sich bis auf den Abend, da sie sich etwas beruhigt niederlegten. Eben dis that auch Tuffelius, nachdem er mit lauter Stimme seinen Abendsegen abgelesen, und ein Abendlied von zehen Versen gesungen hatte, wir wissen aber nicht genau, ob es Der Tag hat sich geneiget, oder Nun sich der Tag geendet hat, gewesen sey.

Fünfter Abschnitt.

Den andern Morgen früh gieng Sebaldus bey Sonnenaufgang nach der Stadt. Wilhelminen hatten ihre süße Hofnungen eine ruhige Nacht verschaft, wodurch

wodurch sie merklich gestärkt ward. Sie ließ sich einige Stunden nachher in einen Großvaterstuhl setzen, trank Thee, und hielt den Kopf der kleinen Charlotte, die selbst die Nacht sehr unruhig zugebracht hatte, und über Hitze und Bangigkeit klagte. Sie wollte sich eben von Marianen etwas aus Wielands Sympathien vorlesen laßen, als Tuffelius unangemeldet in ihr Schlafzimmer trat. Er war im Schlafrocke, und hatte eine von seiner eigenen Hand sehr weiß gepuderte Perucke aufgesetzt. „Ich „freue mich, sagte er, (nachdem er ihr in dem Herrn „Friede gewünscht hatte) Sie auſſer dem Bette und „so gesund, stark und munter zu sehen, welches sehr „gut ist, indem Sie mir anheute ohne Widerrede das „ganze Haus einräumen müssen." Wilhelmine, ganz erstaunt, stellte ihm die Unmöglichkeit vor. Tuffelius erwiederte aber: „Es kann kein fernerer Aufschub statt finden. Auf nächstkünftigen Sonntag wird „meine Introduction vor sich gehen, daher wird der „Herr Generalsuperintendent des Sonnabends bey „mir abtreten, dazu muß ich in meinem Hause alle „nöthigen Anstalten machen, zumal da er die Jungfer Ursula Stauzin mit sich bringen wird, mit welcher ich mich in ein christliches Eheverlöbniß einlaßen, so ich Ihnen aus nachbarlicher Freundschaft hiemit will notificirt haben. Säumen Sie also nicht

„ferner

„feiner. Es stehet geschrieben: Bittet, daß eure „Flucht nicht geschehe im Winter, itzt sind wir mit„ten im Sommer, und Sie können also wohl zufrieden „seyn." Hiebey blieb es. Wilhelminens Gründe, Marianens Bitten, Charlottchens Weinen und Aechzen, ob sie sich gleich ihm zu Füssen warf, halfen nichts. Er führte sie säuberlich, eine nach der andern zur Thüre hinaus, wo sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen vier fürstliche Trabanten von einem Unterofficier befehligt, vorfanden, durch dieselben ließ Tuffelius, alles was im Hause befindlich, sehr behutsam auf die Straße setzen, und gab selbst Achtung, daß nicht das geringste zerbrochen ward.

Es war heller Sonnenschein, da dis geschah, hingegen war es freilich Tuffelius Schuld nicht, daß eine Viertelstunde darauf ein starker Regen fiel. Wilhelmine mit ihren Kindern suchte sich unter einen am Hause gelegenen Schuppen vorm Regen zu verwahren. Alle Bauern waren zusammengelaufen. Sie hätten bey einer andern Gelegenheit ihrem Pfarrer freilich nachdrücklich Hülfe geleistet. Aber der Anblick der fürstlichen Uniform und des blanken Pallasches des Unterofficiers, erinnerte sie ihrer treugehorsamsten Pflicht. Einer kratzte sich den Kopf, der andere schüttelte den Kopf, und so gieng einer nach dem andern weg, bis sie der Regen vollends zerstreute.

Nur

Nur ein Bauer, den Sebaldus bey einem gewissen Vergehen, wegen dessen er ihn hätte zur Kirchenbuße zwingen können, mit einer bloßen liebreichen Ermahnung bestraft hatte, ließ sich das Elend zu Herzen gehen. Er führte Wilhelminen mit ihren Kindern in sein Haus, und holte mit seinem Knechte ihre Sachen nach, die er bis auf weitere Anordnung wenigstens vor dem Regen sicher stellte.

Sebaldus war unterdeßen in der Stadt angekommen. Sein erster Gang war zum Hofmarschall, bey dem er sich melden ließ, und auch nach einem halbstündigen Warten vorgelaßen ward. Der Hofmarschall war nicht mehr eben derselbe, der er vor einigen zwanzig Jahren gewesen war, als er Wilhelminen dem Pastor zuführete. Er hatte sich unterdessen mit der schönen Clarisse vermählet. Dis war ein eiteles, verschwenderisches, coketes Ding, bey der er wenig vergnügte Stunden hatte. Sie verschwendete seine Güter, putzte sich den halben Tag, und brachte die andere Hälfte mit ihren Liebhabern zu, die sie alle vier Wochen abwechselte. Ihren Gemahl bekam sie nichs zu sehen, als wenn sie Geld zur Bezahlung ihrer Spielschulden von ihm zu fordern, oder sonst mit ihm zu zanken hatte, und endlich nach einem zehnjährigen Ehestande starb sie im Wochenbette, woran, wie damahlige Hofnachrichten bezeugen, der Hofmarschall gar

nicht

nicht schuld zu seyn glaubte. Er auf seiner Seite hatte mehr als fünf und zwanzig Jahre lang, wie es einem treugehorsamsten Hofmarschall gebühret, allen Hofesten Ehre gemacht, und zur Ehre des Fürsten dessen Wein nie gesparet, sondern hatte alle durchreisende hochadeliche, freyherrliche und gräfliche Laven, redlich unter den Tisch getrunken, hingegen war er auch freilich von manchen geistlichen Herren, als Aebten, Domherren, Mönchen, Capitularen, deutschen Rittern und Maltheserrittern, wieder redlich unter den Tisch getrunken worden. Er hatte auf diese Art in den Diensten der gnädigsten Landesherrschaft, seine Gesundheit, und den größten Theil des Vermögens, das ihm die schöne Clarissa übrig gelaßen hatte, zugesetzt. Er glaubte also ein Recht zu haben, für seine treugeleißeten Dienste mit einer ansehnlichen Pension auf Lebenszeit belohnt zu werden. Er hatte damals vor einigen Wochen darum angehalten, hatte aber statt derselben in sehr gnädigen Ausdrücken seinen Abschied, mit dem Prädicat, als fürstl. Geheimderrath erhalten. Seit dieser Zeit hatte er zum öftern Anfälle von Devotion, die mit den Anfällen vom Stein, vom Chiragra und Podagra abwechselten, und itzt da Sebaldus ihm aufwarten wollte, hatte er eben einen Anfall von Devotion, Chiragra und Podagra zugleich. Er lag

auf einer Bergere, *) beide Füße in Flanell gewickelt, und auf einer nebenstehenden Servante **) von Mahagonieholze lagen Goezens Todesbetrachtungen auf alle Tage, und der wohlgerüstete Himmelswagen nebst den Frankfurter Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitungen. Sobald der Schmerz in den Händen und Füssen zu arg ward, ergrif er eins von den Büchern, und laß überlaut eine Betrachtung oder Gebet über das andere, und um desto heftiger und lauter je ärger der Schmerz war; so bald er aber nachließ, ergriff er die Zeitungen, um sich an den Berichten von den grausamen Metzelungen, die die Reichsexecutionsarmee unter den Preußischen Heeren zuletzt angerichtet hätte, in der Stille das Herz zu laben. Eben beym Zeitungslesen traf ihn Sebaldus an, und dis war für sein Anliegen eben nicht vortheilhaft. Der Hofmarschall fuhr ihn ziemlich darüber an, daß er nicht Buße gepredigt hätte, anstatt durch seine Predigt eine Armee zu verstärken, von der, wenn das verwünschte Rekrutiren nicht wäre, schon kein Mann übrig seyn müste. Er hielt ihm dabey eine lange Predigt vom deutschen Vaterlande, die der berühmte Verfasser des deutschen National-

*) Ein Lehnstuhl mit einem vorstehenden Sessel, um darauf die Füsse zu legen.

**) Eine Art von kleinem Tische.

Nationalgeistes und der Reliquien, irgendwo auch einmahl gehöret haben muß, weil man in diesen Büchern wörtlich wieder findet, was damals der alte podagrische Hofmarschall zum Pastor Sebaldus sagte. Nachdem diese Lection eine halbe Stund gewähret hatte, kam er auf Sebaldus Anliegen zurück, wegen dessen er ihn an den Consistorialpräsidenten verwies. Doch versicherte er ihn, als ein alter Hofmann, höflich bey allen Gelegenheiten seiner Protection. Sebaldus fuhr nach dem Schlafrockzipfel, um ihn zu küssen, welches er auch ruhig geschehen ließ. Hingegen hob er seine Hand auf, um an seine Schlafmütze zu greifen, weil er aber vermuthlich vergaß, daß er die Hand nicht wohl beugen konnte, empfand er plötzlich einen so empfindlichen Schmerz, daß er ein Sacr** ausrief, sogleich nach Goezens Todesbetrachtungen griff, und laut zu lesen anfieng: Betrachtung am 15ten Junius.

Sebaldus war durch diesen Besuch wenig getröstet worden. Er suchte seinen Freund Hieronymus auf, hörte aber, daß derselbe verreiset wäre. Er ging daher nach einem Wirthshause, wo er den Rest des Tages blieb. Den andern Morgen frühe machte er sich nach Rennsdorf, dem Sitze des Grafen von Nimmer, auf, wo er gegen eilf Uhr ankam. Diese Zeit, die dem bürgerlichen Theile der menschlichen Gesellschaft beinahe Mittag ist, war für den Hochgräflichen

gräflichen Greis kaum Morgen. Seit einer halben Stunde ohngefehr hatte er das Bett verlassen, hatte das wichtige Geschäfft des Küchenzettels abgefertiget, und war itzt beschäftigt, auf einem weichen Sofa seine Chocolate einzuschlürfen, und auf die Verdauung der gestrigen Mahlzeiten zu warten. Sobald sich Sebaldus anmelden ließ, ward er sogleich vorgelaßen. Er näherte sich mit wenigstens zwanzig Bücklingen dem hochgräflichen Lager, und stamlete etwas einem Compliments ähnliches, welches der Graf, in eine Frage nach seinem Befinden verdolmetschte, und nach verschiedentlichen Räuspern antwortete: „Nicht recht wohl mein lieber Herr Pastor, „mein böser Morgenhusten quälet mich alle Tage „mehr! Ich kann nichts mehr essen. Gestern habe „ichs nur einmal gewagt, eine Auerhahnpastete zu „kosten, die liegt mir heute noch im Magen. Ich „bin gar zu schwach. Selbst die astrakanschen Melo„nen wollen mir nicht bekommen, die Ananas ma„chen mir Blähungen. Ich habe mir heute blos ein „einziges Ragout fin bestellt, ich muß heute fasten, „um meinen Magen wieder herzustellen. Aber ists „nicht elend, mein lieber Herr Pastor, wenn man „nicht eßen kann." Sebaldus antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Ja wohl, Ew. Hochgräfl. „Gnaden, beinahe eben so schlimm, als wenn man

„nichts

„ nichts zu eßen hat, ich befürchte beinahe, daß ich in
„ diesem Fall —" Der Graf fiel ihm ins Wort: „ Sie
„ haben recht, lieber Herr Pastor, bald wird man
„ auch gar nichts zu eßen haben, der leidige Krieg ver-
„ derbt alles. Ich habe vorigen Winter recht elend
„ zugebracht. Die Austern kamen sehr unrichtig an.
„ Den ganzen Winter über habe ich aus Preußen kein
„ Birkhun gesehen, auch Stör bekommt man nicht.
„ Sehen Sie, Herr Pastor, ich bin ein deutscher Pa-
„ triot, ich kann das französische Eßen nicht leiden.
„ Ich kann ihre Consommés à la Cardinale, ihre
„ C— les d'agneau frites nicht ausstehen. Lieber Herr
„ Pastor, wir müßen bedenken, daß wir Deutsche sind.
„ Wir können uns zwar die guten französischen Brü-
„ hen gefallen laßen, aber unsere Speisen selbst müs-
„ sen deutsch seyn. Ich weiß was in allen deutschen
„ Provinzen das Beste ist. Wenige Leute verstehen
„ z. B. hier zu Lande, was eine pommerische große Mu-
„ rähne $\frac{3}{4}$ Ellen lang, oder eine Flinder von der Insel
„ Hela, oder ein berlinischer Sander für Dinge sind,
„ die habe ich sonst posttäglich bekommen. Aber izt
„ Herr Pastor, izt ist alles aus. Ich habe mir im
„ vorigen März aus Hanau eine kalte Pastete, und
„ aus Frankfurt am Mayn einen gewürzten Schwar-
„ tenmagen kommen laßen, den haben die preußischen
„ Husaren bey Fulda aufgefangen, welcher Teufel soll

„ denn auch denken, daß die Kerlen schon im März
„ aus den Winterquartieren seyn werden. Im vori-
„ gen October sollte ich Krametsvögel vom Harze
„ bekommen, die hatten die Luckneriſchen Husaren ſich
„ auch wohl ſchmecken laſſen. Im Februar habe ich
„ Faſanen aus Böhmen verſchrieben, ja! wenn nicht
„ die Gränitzer bey Wilsdruf geſtanden hätten! Die
„ Franzoſen machens nicht beſſer. Meine weſtphäli-
„ ſche Schinken, und den Champagner, in dem ich ſie
„ wollte kochen laßen, haben ſie im vorigen Monate
„ in Bielefeld geplündert. Da ſieht mans klar, daß
„ es ihnen mehr um die weſtphäliſchen Schinken, als
„ um den weſtphäliſchen Frieden zu thun iſt. Ich
„ ließ mir Caviar aus Königsberg kommen, da ha-
„ ben die Rußen die Poſt bey Cößlin angehalten,
„ und bey Colberg auf die Flotte gebracht. Ich
„ mögte nur wißen, was mein Caviar auf der Flotte
„ zu thun hätte, ich habe niemals ein Korn davon zu
„ koſten bekommen. Izt habe ich aus Sonnenburg
„ Krebſe verſchrieben, Herr Paſtor, dies ſind die ſchön-
„ ſten Krebſe an Größe und an Geſchmack, aber die
„ werden wohl die Schweden ſpeiſen, denn die Erlan-
„ giſche Kriegs- und Friedenszeitung ſchreibt, daß ſie
„ nächſtens in Berlin ſeyn werden. So ſind wir al-
„ lenthalben mit Feinden umgeben, die uns alles weg-
„ nehmen. Kein Wunder wenn wir ſchon ganz aus-

„ gehungert

„gehungert sind.“ Indem er dis sagte, kam der Kammerdiener, und fragte, ob es Sr. Hochgräflichen Gnaden gefällig wäre, das Frühstück zu sich zu nehmen. „Ja,“ sagte der Graf, „und gebt noch „ein Couvert für den Herrn Pastor. Sie müssen „wißen, fuhr er fort, daß ich meinen Küchenzettel „zu Mittag und Abend selbst mache, aber das Früh„stück zu wählen überlaße ich meinem Koche, der „sinnet denn mir jeden Tag etwas neues zu machen, „das ist mir unerwartet, und reizt ein wenig den Ap„petit. Wir wollen einmal sehen, was wir heute „gutes zum besten haben. Aha! ein Capaun, und „mit Trüffeln gefüllt, — nicht übel, hier haben Sie „Herr Pastor — hiemit legte er dem Sebaldus ein Stück vor, und nun ging weiter kein Wort aus seinem Munde, sodaß Sebaldus, nachdem er ein paar Stücken verzehret, Zeit genug hatte, seine und seiner Familie Noth vorzutragen. Der Graf schüttelte dabey den Kopf, sagte mit vollem Munde manches Hm, und brach endlich aus: „Herr Pastor ich „wüßte nicht, wie ich Ihnen helfen sollte, die Zeiten „sind gar zu elend. Ja, wenn die preußischen Ein„fälle nicht wären. Stellen Sie sich nur vor, daß „gestern der Rittmeister, der eine Meile von hier auf „Postierung stand, sechszehn Stück Rothwildpret in „meinem Holze hat schießen laßen, und noch dazu mei-

„ stens Riecken. Da mögte man vergehen, itzt in der
„ Sextzeit." Sebaldus versicherte Se. Gräfl. Gnaden,
daß er von Ihnen keine weitere Unterstützung verlangte,
als nur Dero hohes Vorwort bey dem Consistorialprä-
sidenten, damit er nicht aus der Pfarre geworfen werde.
„ Ja so, versetzte der Graf, mein Vorwort wollen Sie
„ haben, ich bedaure, daß ich Ihnen damit nicht dienen
„ kann, denn ich komme itzt gar nicht mehr nach der
„ Stadt, sehen Sie, man ißt da gar zu erbärmlich,
„ zumal bey dem Präsidenten, dem komme ich in mei-
„ nem Leben nicht wieder. Er hat mir vor einem hal-
„ ben Jahre eine Zwiebelsuppe und darin kleine nürn-
„ berger geräucherte Würste vorgesetzt, ich begreife gar
„ nicht, wie eine menschliche Creatur sich mit so etwas
„ nähren kann. Nein, Herr Pastor, bleiben Sie
„ heute Mittag bey mir, nur auf ein Gericht Gern-
„ gesehn, aber das doch besser seyn soll, als ein Tra-
„ ctament beym Präsidenten. „ Sebaldus entschul-
digte sich damit, daß er heute noch zu Hause seyn
müße. „ Nun so bedaure ich, daß ich Sie nicht
„ bey mir sehen kann. Leben Sie wohl, Herr Pa-
„ stor, meinen Empfehl an Ihre Frau Liebste." Se-
baldus stand nach, also erhaltenem Abschiede, voller
Verwirrung auf, machte drey oder vier Bücklinge,
griff dem Grafen nach dem Schlafrockzipfel, der ihn
aber zurückschlug, und dafür den Pastor umarmete,

der.

ber ganz verwirrt über diese gräfliche Gnade, wieder Bücklinge vorwärts und rückwärts zu machen anfing, so daß er nicht wußte, wie er zur Thüre heraus kam, und da er heraus war, nicht wußte, ob er freudig oder betrübt seyn sollte.

Indeßen da er eine kleine Strecke gegangen war, fing die Betrübniß an, die Oberhand zu gewinnen. Er sahe nur allzuwohl ein, daß er nunmehr alle Hofnung verlohren hätte, von seinen Gönnern einige Hülfe zu erlangen. Er kam mit traurigem Gemüthe nach Hause. Aber wie groß war sein Entsetzen, da er sein Haus von einem andern eingenommen, seine Familie in einer fremden Hütte, seine Frau und seine jüngste Tochter auf dem Krankenbette, und seine älteste Tochter ganz in Thränen zerfließend antraf! Er sank trostlos auf eine Bank nieder, stand nach einigen Minuten auf, umarmte seine Frau und seine Kinder. „Ich bin nicht so glücklich gewesen, sagte „er, bey Menschen einige Hülfe für uns zu finden, „wir müßen alle Hülfe von dem allmächtigen Gott „erwarten, und der wird die unglückliche Unschuld „nicht verlaßen."

Sechster Abschnitt.

Wilhelminens Krankheit nahm sehr schnell zu, und bey der kleinen Charlotte, die einige Tage in der äusserſten Hitze lag, fingen sich an die Pocken zu zeigen. Der ehrliche Bauer pflegte sie so sehr, als es seine eigene nothdürftige Umstände erlaubten. Er gab ihnen seine einzige Stube ein, schlief mit Sebaldus abwechselnd in der Scheune, und wachte mit ihm abwechselnd bey den Kranken. Mariane aber kam ihrer kranken Mutter und Schwester nie von der Seite. Alles was möglich war, um ihnen Erleichterung zu verschaffen, that sie, aber leider! war nur sehr wenig möglich. Mit jedem Tage vermehrte sich das Elend. Wilhelmine in der äusserſten Entkräftung, Charlottchen mit zusammenfliessenden Eiterbeulen überdeckt, keine Arzney, wenig Speise, keinen Freund ausser dem ehrlichen Bauer, keine Hofnung, daß dieser Zustand verbessert werde, keine Aussicht wie man in diesem Zustande fortleben könne. Schon seit einigen Wochen hatte die Familie von dem Verkaufe einiger Wäsche und Mobilien gelebt, die der Bauer, wenn er zu Markte fuhr, in der Stadt verkaufte. Es war zu übersehen, daß diese kleine Hülfe nicht lange dauren könnte. Hernach zeigte sich der kommende Winter, keine Nahrung,

rung, kein Obdach, das bitterste Elend. „O groſser
„ Gott, rief Sebaldus aus, verdienet eine Abwei-
„ chung von den symbolischen Büchern, daß eine Fa-
„ milie, die beständig nach deinen Geboten zu wan-
„ deln beflißen gewesen, in den kläglichsten Mangel
„ gestürzt werde!"

Inzwischen beschäftigte das gegenwärtige und vergangene Elend den Geist viel zu sehr, als daß oft an das künftige gedacht werden konnte. Jeder Tag setzte zu der groſsen Masse des Kummers seinen reichlichen Antheil hinzu. Charlottgens Krankheit stieg schnell bis auf den äuſsersten Gipfel. Je mehr die Säfte ihres Körpers in die schreckliche Gährung geriethen, durch die alle Theile aus der Mischung, in der sie sich einander zusammenhalten und ernähren, in die versetzt werden, in der sie sich einander zerstören und auflösen, desto mehr nahm ihr zarter Geist an gezwungener Stärke, an tumultuarischer Thätigkeit zu. Phantasien traten an die Stelle der Empfindungen, und ein taubes Hirnbrüten an die Stelle der sanften Ruhe, die Körper und Geist erquickt. Sie gerieth endlich einen Tag lang in einen betäubenden Schlummer, aus dem sie mit der Heiterkeit einer gesunden Person erwachte, sie streckte ihre kleine Hände mit einem zärtlichen Lallen nach dem Bette ihrer schwachen Mutter aus, redete ihrem Vater und ihrer

Schwester

Schwester an, die sie seit acht Tagen, bey aller zärtlichen Bemühung derselben ihr zu helfen, nicht gekannt hatte, richtete ihr Haupt auf, forderte ihres Vaters Segen, aber indem er ein Schritt zu ihr trat, sank sie zurück in die Arme ihrer Schwester, die sie unterstützen wollte. Mariane that einen lauten Schrey, Sebaldus fiel auf den Todtenkörper, die schwache Wilhelmine richtete sich auf, als ob sie ihrer Tochter helfen wollte. Umsonst! sie war dahin. Nun sank Sebaldus in die tiefe Betäubung, die keinen Theil des Elends einzeln empfindet, weil das Ganze die Seele völlig eingenommen hat. Auch Marianens Kräfte reichten nicht zu, so viel Unglück zu ertragen. Sie fiel unter einem Strome von Thränen auf ihr Lager, und blieb den ganzen Tag in einer beräubenden Mattigkeit, ohne daß sie im Stande war, ihrer kranken Mutter die gewöhnlichen zärtlichen Liebesdienste zu leisten. Wilhelmine aber, die bisher in der äussersten Entkräftung gelegen hatte, rief alle ihre Lebensgeister hervor, um ihr überschwengliches Elend zu empfinden, denn bey großer Traurigkeit ist die Traurigkeit selbst der einzige Genuß, und daher der Seele angenehm. So schwach sie war, so wendete sie Kräfte an, bald zu klagen, bald zu seufzen, bald, weil selbst der Anblick der Leiche ihre Zärtlichkeit stärker auf die Lebendigen zog, um ihren

Mann

Mann und ihre Tochter zu trösten. Sie wollte sogar aufstehen, um denen Handreichung zu leisten, deren Handreichung sie selbst nöthig hatte. Aber hier merkte sie, daß ihr Körper schwächer war, als ihr Geist. Sie fiel ermattet nieder, und konnte nur noch blos durch Zureden Trost geben. So brachte diese unglückliche Familie eine Nacht und einen Tag zu, ihr Elend ganz zu empfinden, und einen sehr kleinen Theil davon durch wechselseitigen Trost zu erleichtern. Am Ende dieses Tages fühlte Wilhelmine schon, daß sie mehr Kräfte hatte anwenden wollen als sie besaß, sie fiel Abends in eine außerordentliche Ermattung, und in ein mit vieler Hitze verknüpftes Fieber. Kaum konnte sie gegen Mitternacht einen unruhigen und unerquickenden Schlaf genießen. Sie brachte den folgenden Tag in einem schmachtenden Zustande zu. Gegen Abend ergriff sie das Fieber mit viel stärkerer Hitze, sie erwachte des andern Morgens bey Sonnenaufgang äusserst entkräftet, und empfand etwas, dergleichen sie noch nie empfunden hatte. Sie legte ihre Hand in die Hand ihres Mannes, der nebst Marianen die ganze Nacht über nicht von ihrem Bette gewichen war, und sagte mit schwacher Stimme: „Ich sterbe, ich fühle es. Ver„geben Sie mir es, mein lieber Mann, daß mein „unbedachtsamer Enthusiasmus, den ich oft genug

„bereuet

„bereuet habe, die unerwartete Folge gehabt hat, Sie „und unsere ganze Familie unglücklich zu machen. „Der Tod fürs Vaterland ist der Vorwand unsers „Unglücks; wollte Gott, ich könnte ihn sterben diesen „Tod! Doch ich würde achten, daß ich fürs Vater„land gestorben wäre, wenn unser Unglück von einer „empfindsamen Seele nacherzählt, unsere Geistlichen „warnen könnte, wegen Verschiedenheit der Lehre „nicht die bittere Feindschaft aufeinander zu werfen; „die die eigentliche Ursach unsers Unglücks ist. Meine „Absicht war gut. Mich und unsere Feinde richte „der allmächtige Gott, der das innerste der Herzen „kennet. Lebe wohl, meine liebe Tochter, lebe so, „wie dich deine Aeltern gelehrt haben, tugendhaft und „unsträflich. Gott gebe, daß du deinen Bruder noch „einmal glücklich wieder seheſt. Jsts möglich, so un„terstütze deinen alten Vater, so lange er lebt. Gott „sey dein Erhalter! Seiner Vorsorge empfehle ich „dich, denn leider von Menschen bist du verlaßen! Um„arme mich! — Hier entrannen zwo Thränen ihren sich brechenden Augen, deren jede nicht mehr Feuchtigkeit in sich zu halten schien, als nur eine einzige Thräne. Mariane küßte sie auf, und drückte ihren Mund auf den Mund ihrer Mutter, deren Haupt in diesem Augenblick sanft auf ihre linke Schulter sank, und die matten Hände glitten ab, die sie eben

um

um ihre Mariane schlingen wollte. Sie entschlief. Mariane hatte nur noch Kraft, ein wimmerndes Seufzen hören zu laßen, indem sie ihr nochmahls den kalten Mund küßte, und hernach sanft die Augen zudrückte. Sie fiel stumm in ihren Stuhl zurück, ohne Thräne, gleich einem unbeweglichen Bilde. Sebaldus in thränenloser Verzweifelung, stumm und staunend, saß ohne Bewegung, außer, daß er seinen düstern Blick von der Leiche seiner kleinen Tochter zu der Leiche seiner Frau wendete. So saßen zwischen zwo geliebten Leichen zween Lebende, todtenähnlich, in stummem Todeskummer. Der einzige Laut den man hörete, war von dem gutherzigen Bauer, der auf der Bank am Ofen sitzend, den Kopf an die Wand gelehnt, innerlich schnuckte.

So saßen sie, und der Mittag war vorbey, ohne daß jemand sich gereget, oder etwas zu sich genommen hätte, als ein Mann in einem großen Reiserocke und in einer Reisekappe vor der Thür vom Pferde abstieg, und in die Stube trat. Es war Hieronymus, der in seinen Geschäften verreiset gewesen war. Weil ihn sein Rückweg durch dieses Dorf führte, so wollte er seinen alten Freund den Pastor besuchen. Er fand aber im Pfarrhause, anstatt seines Freundes, den Magister Tuffelius und den Superintendenten, die eben abgespeist hatten, und nach Tische noch

bey

bey einem Glase Wein, von alten Geschichten, von der Convention von Closter Seven und von dem Atheismus der in den Brandenburgischen Landen, statt der symbolischen Bücher eingeführt werden sollte, u. d. gl. sich unterhielten. Sie nöthigten ihn aufs freundlichste hinein, so bald er aber von ihnen den ganzen Vorgang erfahren hatte, setzte er sich alles Nöthigens ohngeachtet wieder zu Pferde, und ritt nach dem ihm bezeichneten Bauerhause.

Hier fand er den traurigsten Anblick. Das Kind im Sarge, die Mutter erblaßet, die Tochter halb ohnmächtig, den Vater vor Schmerz betäubt, den gutherzigen Bauer, der anfing ihnen Trost zuzusprechen, da er selbst Trost nöthig gehabt hätte. Beym Anblicke des Hieronymus ergoß sich das weiche Herz der Mariane in einen Thränenstrom. Sie zeigte auf die Leiche ihrer Mutter und Schwester, ihre Blicke sagten mehr, als ihre gestammelten Worte. Hieronymus brachte auch Thränen anstatt Worte herfür. Mariane fiel von Thränen erschöpft in seinen Armen in Ohnmacht. Er brachte sie mit Hülfe des gutherzigen Bauers wieder zu sich. Nun ging seine Sorge auf Sebaldus, der, starre Blicke auf beide geliebte Leichen geheftet, ohne alle Empfindung dessen, was um ihn vorging, da saß. Auf alles Zureden des Hieronymus, antwortete er nur durch abgebro-

chene

theme Worte, tiefe Seufzer und ſtarre Blicke gen Himmel. Endlich ſtand er auf, hob ſeine beiden Hände empor, faltete ſie, und brach in apocalyptiſcher Entzückung folgender maßen aus: „Ja, ich habe „Unrecht, o meine verklärte Wilhelmine, dich zu „beklagen, daß du einer Welt voll Elend, voll Betrug, voll Bosheit biſt entrißen worden: wo das „Laſter in güldenem Stücke gehet, wo Tugend und „Menſchenfreundſchaft betteln muß, wo fühlloſe Prieſter noch jenſeits dieſes Lebens ihre Verdammungen „ausſpenden. Wohl dir, daß du geſtorben biſt! „zwar betrübt mich dein Abſchied itzt ſehr, aber o „wie ſehr viel freudiger wird unſere Zuſammenkunft „ſeyn, wenn wir uns in dem himmliſchen Jeruſalem „wiederſehen werden, wo kein Verbanntes mehr ſeyn „wird, wo wir ſehen werden den lautern Strom „des lebendigen Waſſers, klar wie ein Chriſtall, wo „die, die da ſiegeten an dem Thiere und ſeinem Bilde „und an der Zahl ſeines Namens, ſtehen werden, „und haben Gottes Harfen, und ſingen das Lied „Moſis und das Lied des Lämmleins, und ſprechen: „Groß und wunderſam ſind deine Werke, Herr Gott, „Allmächtiger, gerecht und wahrhaftig ſind deine „Wege du König der Nationen! Wer ſollte dich nicht „fürchten, Herr, und deinen Namen verherrlichen, „weil du ſo gnädig biſt!"

Mit diesen und andern Worten der Apocalypse tröstete sich Sebaldus, und suchte Kräfte, sein Leid zu ertragen. Hieronymus ließ ihn in dieser beruhigenden Extase, gieng zu seinem Mantelsacke, der noch auf dem Pferde lag, holte daraus ein paar gebratene Hüner, und unter einem seiner Pistolhulfter, eine geschliffene Flasche Rheinwein hervor, denn er pflegte auf Reisen, die Pistolen für seine Feinde, und den Wein für seine Freunde bey sich zu führen. Er zog seinen schweren Reiferock aus, und bereitete in der Scheune das Mahl, von dem er und der Bauer, ihrer Traurigkeit ungeachtet, dennoch herzlich aßen, weil sie beide hungrig waren. Sebaldus und Mariane aber, nahmen auf wiederholtes Zureden, wenigstens so viel zu sich, daß der Körper in den Stand gesetzt ward, die Bekümmernisse der Seele besser zu ertragen.

Nach der Mahlzeit trug Hieronymus mit dem Bauer, Wilhelminens erblaßten Körper, und den Sarg der kleinen Tochter in die Scheune, die dem Sebaldus bisher zum Nachtlager, und noch kürzlich zum Speisezimmer gedient hatte. Er rieth Sebaldus und Marianen, nunmehr ihren Körper zu pflegen, da sie die Todten nicht mehr pflegen konnten. Er versprach in zween Tagen wiederzukommen, und für Wilhelminens und des Kindes Begräbnis zu sorgen.

sorgen. Zuletzt erbot er sich, alsdenn Sebaldus und Marianen mit sich nach der Stadt zu nehmen, wo sie ihm in seinem Hause willkommen seyn sollten. Beide nahmen ein so freundschaftliches Anerbieten mit Dank an. Hieronymus bat Vater und Tochter nochmahls, ihre Traurigkeit zu mässigen, gab, als er seinen Reiserock aus der Scheune holte, dem Bauer etwas Geld, um sie besser pflegen zu können, umarmte sie, und ritt nach Hause.

Siebenter Abschnitt.

Nach zween Tagen erschien Hieronymus, vor des Bauers Hütte, abermals zu Pferde. Ihm folgten zween von seinen Kornwagen, leer, nur daß auf einem ein Sarg stand. In diesen ward Wilhelminens Leichnahm gelegt. Unterdessen daß der Bauer mit seinen und Hieronymus Knechten des Sebaldus sämtliche Mobilien auf die Wagen packte, ging Hieronymus zum Mag. Tuffelius, um für die doppelte Beerdigung die Gebühren zu bezahlen. Tuffelius bezeigte über des Sebaldus Unfälle ein christliches Mitleiden, versicherte, daß er gegen denselben gar keine Feindschaft hege, und um sein verträgliches Gemüth zu zeigen, erbot er sich sogar, der sel. Frau Pastorin eine öffentliche Leichenpredigt zu halten, wenn

es dem Herrn Hieronymus beliebte die Gebühren dafür zu entrichten. Dieser fand es aber eben nicht nöthig, und kehrte nach dem Bauerhause zurück, wo er mit Beyhülfe des gutherzigen Bauern die Beerdigung beider Leichen besorgte, und unmittelbar darauf Sebaldus und Marianen mit sich nach der Stadt nahm.

Sie hielten sich einige Monate in Hieronymus Hause auf, ohne daß ihnen der geringste Unfall begegnet wäre. Zwar hielt D. Stautzius, den Sonntag nach ihrer Ankunft, eine scharfe Gesetzpredigt über den Spruch: einen ketzerischen Menschen meide, worinn er sehr deutlich zeigte, daß derjenige, der einen ketzerischen Menschen beherberget, sich seiner Sünden theilhaftig machet, welches er mit 2 Joh. v. 10. bestätigte. Doch hatte er das Mißvergnügen, daß diese Predigt gar nicht auf Sebaldus, sondern auf einen katholischen Zuckerbecker gedeutet ward, den der Fürst hatte aus Wien kommen laßen. Und da durch Veranlaßung dieser Predigt, auf dem eben vorseyenden Landtage, die Ritterschaft aus diesem Zuckerbecker ein Landesgravamen machte, und Sr. Durchl. in Unterthänigkeit vorstellte, daß das süße Confect dieses Mannes die Bitterkeit der papistischen Lehre nimmermehr versüßen könnte, so bekam D. Stautzius noch dazu aus dem fürstl. Cabinette einen Verweis, den er zu den

Trübsalen

Trübsalen rechnete, die der Satan frommen Lehrern erwecket, und ihn in Geduld ertrug, bis er in der am Ende des Landtages zu haltenden Predigt, sich wieder diejenigen die den Wächtern Zions ihre Wachsamkeit verweisen, mit Nachdruck erklären könnte.

Sebaldus und Mariane, die die ihnen zugedachte Abkanzelung nicht einmahl erfahren hatten, lebten indessen sehr ruhig und vergnügt. Mariane beschäftigte sich mit weiblichen Arbeiten und mit dem Unterricht zweyer kleinen Töchter des Hieronymus. Sebaldus aber, brachte die meiste Zeit in Hieronymus Laden zu, um aus alten prophetischen Schriften Collectaneen zu seinem apocalyptischen Commentar zu sammeln. Er durfte auch nicht befürchten, daß ihn hier etwa einer von seinen Feinden stören möchte, denn weder der Präsident, nach der Superintendent hatte im Buchladen etwas zu thun. Der erste war ein Genie, und als ein solches hielt er es für sich nicht anständig, viel zu lesen, der andere erwartete alle Wirkung seiner Predigten von der seligmachenden Gnade, und hielt also alle menschliche Gelehrsamkeit für ganz überflüßig.

So zufrieden aber auch Sebaldus und Mariane in dem Hause ihres freundschaftlichen Wirthes waren, so lagen sie ihm doch beständig an, für sie Posten zu finden, in denen sie ihren Unterhalt erwerben könnten.

Kurz darauf fand sich eine gewünschte Stelle für Marianen, denn als Hieronymus wieder in Geschäften verreiset war, erfuhr er, daß eine adeliche Dame, eine französische Demoiselle zu Erziehung ihrer beiden Fräulein verlangte. Hierzu schlug er Marianen vor, die auch sehr gern darin willigte. „Diese „Stelle, sagte Hieronymus, scheint für Sie sehr „vortheilhaft zu seyn, aber ich rathe Ihnen, nicht „Ihren Namen zu führen. Diese Dame ist eine weit„läuftige Verwandtin des D. Stauzius, und ich „befürchte, er mögte aus Rachgier Ihnen auch dort „üble Dienste leisten. Und ob es gleich heißt, daß „Sie zur Erziehung der jungen Fräulein berufen wer„den, so ist doch, wie ich merke, die Uebung in der „französischen Sprache, das vornehmste, das von „Ihnen verlangt wird. Ich habe Sie also, als die „Tochter eines von den Russen vertriebenen französi„schen Predigers aus einem Städtgen der Neumark „angekündigt. Dessen Namen müssen Sie also füh„ren, weil der Namen vielleicht nicht wenig beigetra„gen hat, daß Sie andern Competentinnen sind vor„gezogen worden."

Mariane nahm also einen französischen Namen an, ob in en oder in ere, oder in on, oder in ac, haben wir nicht eigentlich erfahren können, und reisete mit demselben, und einem Empfelungsschreiben des

Hiero-

Hieronymus verſehen, nach dem Gute der Frau von Hohenauf ab, welches ſechszehn Meilen von der fürſtl. Reſidenzſtadt entlegen war.

Ende des erſten Buchs.

Zweytes Buch.

Erſter Abſchnitt.

Sebaldus hatte ſeine Mobilien gröſtentheils verkauft, und das daraus gelöſete wenige Geld Marianen zur nöthigen Einrichtung mitgegeben. Er hatte ſich in den Zuſtand jenes Philoſophen verſetzt, daß er alles das ſeinige bey ſich tragen konnte. Nunmehr beſtand er darauf, auf irgend eine Art; und wo möglich, auſſer der Stadt, in der ſeine Feinde wohnten, ſelbſt ſein Auskommen zu verdienen. Nach einiger Ueberlegung, nahm ihn Hieronymus mit ſich, als er nach Leipzig zur Meſſe reiſete, wo er ihm bald bey einigen großen Druckereyen die Stelle eines Correctors verſchafte. Sebaldus miethete eine kleine Dachſtube im ſechſten Stockwerke, und war bey ſeinem ohnwohl dürftigen Auskommen überaus vergnügt mit ſeinem Zuſtande, weil er nur ein Drittel des Tages mit Correcturen zu thun hatte, und die übrige Zeit auf ſeine apocalyptiſche Erklärung wenden konnte, die ihm, wie ein alter Freund, in ſeinen Widerwärtigkeiten nur noch lieber geworden war.

Ob

Ob übrigens Sebaldus zuerst den Herrn D. Ernesti oder den Herrn D. Crusius besucht habe, wissen wir nicht. Vielleicht hat er bedacht, daß ein armer Correctur nicht so leicht zu einem vertraulichen Umgang mit solchen Männern gelange, und daß es unnütz sey, einen Gelehrten auf eine halbe Viertelstunde zu besuchen, um sein Gesicht zu begaffen, und ist also gar zu Hause geblieben. Ob er jemals Prof. Gellerts moralischen Vorlesungen beygewohnt, oder jemals mit Mag. Froriep über die symbolischen Bücher, oder über die Nunnation der arabischen Nennwörter disputirt habe, läßt sich auch so genau nicht sagen. Ob er in der Nicolaikirche, des in Leipzig und dessen sämtlichen Vorstädten berühmten Mag. Mathesius salbungsvolle Predigten wider die Schaubühne mit angehört, oder ob er zu eben der Zeit da sie gehalten worden, im Kuchengarten, des eben so weit berühmten Händels von Butter triefende Maulschellen und Wetzsteine verzehret habe, darüber sind gar keine Nachrichten vorhanden.

Es haben sehr ernsthafte Gelehrten behauptet, daß die Wahrheit das Wesen der Geschichte sey. Wir sind weit entfernt, Männern die so scharf demonstrirte Theorien der Geschichte zusammensetzen können, im geringsten zu widersprechen, nur haben wir uns unterstanden zu muthmaßen, daß ob man gleich

in der Geschichte lauter wahre Begebenheiten erzehlen solle, man doch auch lieber den gröſten Theil der wahren Begebenheiten könne unerzählt laßen. Es sind funfzigtausend Bände voll Wahrheit über die Geschichte Deutschlands zusammengetragen worden, so daß der schon ein gelehrter Geschichtskundiger heißet, der nur den funfzigsten Theil dieser Wahrheiten gelesen hat. Dieser Ueberfluß von Wahrheit, hat manchen braven Deutschen zu dem angenehmen Lügner Voltaire geführet, der uns ein halbes Jahrhundert in wenigen Blättern übersehen läßt, aber dafür auch oft unverantwortlicherweise eine Hildegardis hinsetzt, wo eine Mathildis stehen solte, oder die Jahrzahl funfzig angiebt, wo die Jahrzahl sechzig solte angegeben werden. Der Unterschied zwischen unsern deutschen wahrhaften Geschichtschreibern, und den oft lügenhaften Franzosen, (woraus auch zu erklären ist, warum Häberlins Auszug der deutschen Geschichte ungleich corpulenter gerathen ist, als Voltairens allgemeine Weltgeschichte,) besteht darin: Der gelehrte Deutsche verschweigt dem Leser nichts, was er gewiß weiß, und das ist denn sehr viel, aber er bedenkt oft nicht, was der Leser zu wissen verlange, welches gemeiniglich sehr wenig ist. Hingegen der Franzose, der nur wenig weiß, thut sich auch darauf nichts zu gut, sondern erzählet nur das, was er meint,

daß

daß seine Leser zu wissen verlangen könnten, macht sich aber auch kein Bedenken, es ihnen zuweilen mit einer kleinen Brühe von Erdichtung schmackhafter zu machen.

Wir die wir diese Beyspiele vor uns sehen, spiegeln uns an denselben. Wir wissen von Sebaldus Aufenthalte in Leipzig sehr viele Umstände, die wir nicht wie die deutschen Geschichtschreiber, samt und sonders erzählen, sondern sie vielmehr mit einiger Verläugnung unterdrücken wollen, weil wir nach reifer Ueberlegung gefunden haben, daß unsere Leser weder Nutzen noch Vergnügen daraus schöpfen können. Hingegen soll auch die Wahrheit das Wesen dieser Geschichte bleiben, und wir werden daher keinesweges, gleich dem leidigen Voltaire, Umstände verstellen oder erdichten, um unsere Erzählung interessanter zu machen. Damit man aber nicht etwa glaube, wir wüßten nichts, weil wir nichts sagen, so wollen wir, um das Gegentheil zu zeigen, aus der grossen Menge der vor uns liegenden Nachrichten, einige bey Sebaldus Aufenthalt in Leipzig vorgefallenen Abendgespräche mittheilen.

Neben der Dachstube des Sebaldus, wohnete auf einer andern Dachstube ein alter Magister, mit dem er bald Bekanntschaft machte, und mit ihm in kurzem vertraut wurde, weil es sich äusserte, daß derselbe, so wie er, an der Ewigkeit der Höllenstrafen zweifelte.

felte. Dieser Mann hatte gründliche Kenntnisse der alten Sprachen und alles dessen, was zur Philologie gehört. Er hatte die alten griechischen Philosophen fleißig gelesen, und sie mit den Schriften neuerer Philosophen verglichen, wodurch er gute Einsichten in die Philosophie erlanget hatte. Aber weil seine Kenntnisse nicht nach der Mode zugeschnitten waren, und weil er, so bald er mit Menschen reden solte, überaus schüchtern und ängstlich war, so hatte er sich nie getraut, um ein Amt, selbst nicht um ein Schulamt anzuhalten, man würde es ihm vielleicht auch nicht gegeben haben. Er war daher als Corrector bey verschiedenen Druckereyen, grau worden. Er kennte alle Vorfälle des Verleger- und Autorgewerbes. Denn gleichwie ein Lichtputzer in der Comödie, zuweilen einen stummen Staatsminister oder einen redenden Lakayen vorstellen muß; so war auch er, obgleich eigentlich nur ein Corrector, dennoch von seinem Verleger oft zum Uebersetzer, ja wohl gar zum Schreiber einer zuverläßigen Nachricht, oder schrift- und vernunftmäßiger Gedanken, gebraucht worden.

Einige Tage nach Sebaldus Ankunft, besuchte ihn der Magister, um den Abend bey einer sehr frugalen Abendmahlzeit zu verplaudern. Der Magister fragte, wie ihm Leipzig gefiele. Sebaldus der nichts für merkwürdig hielt, was nicht einem Buche ähnlich

sahe,

sahe, hatte auch in Leipzig nichts als die vielen Buchdruckereyen und Buchläden bemerkt. Ihm war gar nicht in die Augen gefallen, ob die Einwohner den Rang oder die Bequemlichkeit liebten, ob sie gesellig oder steif wären, ob die Damen lieber geputzt als schön zu seyn suchten, ob die Studenten ein gelehrtes oder ein soldatisches, ein galantes oder ein liederliches Ansehen affectirten, ob die Jungemädgen Niedlichkeit und Artigkeit für den ersten Zweck ihres Daseyns hielten oder nicht. Ihm war es nie eingekommen zu untersuchen, wie die Bauart der Häuser, den Zweck der Eigenthümer bey wenigem Platze ihre Wohnungen bequem zu machen, verriethe, welchen Beweis des Wohlstandes der Einwohner die schönen Gärten und Gartenhäuser in den Vorstädten darböten, und ob daselbst Reichthum und Kenntniß des Schönen mit gleichen Schritten fortgegangen sey. Er hatte sich auf den Straßen nie umgesehen, und es war ihm nie eingefallen zu erörtern, ob das Homannsche Haus oder die Wage schöner gebauet sey, ob am Erker des Romanusschen Hauses, mit Rechte, drey übereinanderstehende Säulenordnungen auf einem Kragstein ruhen, oder ob im Grosbastischen Garten die fleißige Kunst die schönsten Anlagen der Natur verderbt habe. Den schönsten unter den Leipziger Gärten, den Richterschen, hatte er eben so wenig,

als die reizende Aussicht aus demselben gegen das Zschocherche Hölzgen zu, gesehen. Die schöne Gegend hinter Raschwitz war ihm nicht zu Gesichte gekommen, und vom Linkschen, Winklerschen und Richterschen Cabinette, hat er nicht einmahl reden hören. Weil die Rathsbibliothek und die Universitätsbibliothek, die einzigen Gegenstände seiner Neugierde, in der Messe nicht offen waren, so hatte er alle Tage seines Aufenthalts in Leipzig damit zugebracht, von Druckerey zu Druckerey und von Buchladen zu Buchladen zu wandern. Noch ganz voll von diesen Gegenständen, rief er aus:

Wie sollte mir Leipzig nicht gefallen, der ächte Sitz der Gelehrsamkeit, die wahre Stapelstadt gelehrter Kenntniße, welche aus Deutschland hieher eingesammlet, und von hieraus allen andern deutschen Provinzen wieder mitgetheilt werden! Hier siehet man in unzählbarer Menge die Früchte der Nachtwachen einer großen Anzahl gelehrter Männer, die, nachdem sie beschäftigt gewesen, ihren Geist mit allen nützlichen Kenntnißen zu bereichern, diese Kenntniße, durch unermüdetes Nachdenken vervollkommet, der ganzen Welt mittheilen und sie dadurch zu erleuchten suchen. Wenn ich die hiesigen unermeßlichen Bücherniederlagen betrachtet habe, ist mir die unausgesetzte Geschäftigkeit der Gelehrten recht ehrwürdig vor-

vorgekommen. Ich hätte nie gedacht, daß so viele Bücher in der Welt wären, als ich hier beisammen finde, und daß noch jährlich einige hundert oder tausend hinzukommen.

Mag. Und darüber freuen Sie sich? Ich nicht. Sie kommen mir vor, wie ein hungriger Ankömmling an einer reichbesetzten Tafel, der den großen Vorrath von Speisen siehet, und schon überschlägt, wie gut er sich mit diesen herrlich aussehenden Nahrungsmitteln füttern wolle. Ich bin einer von den Gästen, die schon oft an dieser Tafel gesessen haben, und schon oft hungrig aufgestanden sind. Einige Speisen hatten einen sehr widrigen haut-goût, andere schmeckten angenehm aber waren äußerst unverdaulich, andere waren nicht gahr gekocht, und andere waren bloße Schauessen. Endlich blieb ich zu Hause, aß mein Stück Käse und Brodt, und verwünschte alle Köche.

Seb. Aber ist es nicht ein herrliches Schauspiel, eine so große Menge gelehrter Werke zusammen zu sehen, die doch alle, jedes in seiner Art, die Menschen klüger, gelehrter, weiser, tugendhafter, kurz beßer machen?

Mag. Ein Schauspiel wie manches andere, von dem uns die Einbildungskraft, ehe wir es sehen, die angenehmste Vorstellung macht. Wer, wie Sie

vom

vom Lande, aus der Einsamkeit kommt, ist sehr geneigt sich durch jeden ersten Glanz blenden zu laßen, und alles für schöner anzusehen als es ist. Mein lieber Freund! Wenn die Gelehrten durch ihre Bücher sonst nichts zu erlangen suchten, als was sie da sagen, so würden neun Zehentheile der Bücher gar nicht geschrieben werden. Wie die Menschen klüger, weiser und beßer werden sollen? Ich wette daran haben neun Zehentheile der Schriftsteller, deren Werke die Meße zur Meße machen, gar nicht gedacht. Sie haben ganz andere Absichten zu erlangen und ganz andere Bedürfniße zu befriedigen.

Seb Welche könnten die seyn? Ein Gelehrter hat freilich viele Absichten und Bedürfniße, als Mensch mit andern Menschen gemein. Was könnte er aber als Gelehrter für ein anderes Bedürfniß haben, als seinen Geist durch alle nützliche Kenntniße aufzuklären, und wenn er findet, daß er erleuchteter ist als andere, was folget natürlicher darauf, als die Absicht, andern seine Kenntniße mitzutheilen, das heißt ein Schriftsteller zu werden.

Mag. Diese Folge scheint so natürlich, gleichwohl muß sie nicht nothwendig seyn, denn gewiß sehr viel Schriftsteller haben nicht daran gedacht ob ihr Geist aufgeklärt genug sey, noch weniger ob er aufgeklärter sey, als der Geist anderer Leute, und gleich-

wohl

wohl sind sie Schriftsteller in bester Form, und wenn Zeitungslob und eigen Lob etwas gilt, große berühmte Schriftsteller. Hingegen haben wir beyde, Sie mein Freund und ich, von Jugend auf gearbeitet unsere Kenntniße zu erweitern und vollkommner zu machen, und ich darf sagen, wir wißen es auch, daß wir manche Sachen beßer einsehen, als manche andere Leute, und gleichwohl dürften wir beide vielleicht nie Schriftsteller werden.

Seb. Ich weiß nicht, was Sie zu thun willens sind. Ich aber, ich muß es mit einiger Schüchternheit gestehen — ich arbeite schon seit vielen Jahren, an einem Commentar über die Apocalypse.

Mag. Ueber die Apocalypse? Da sind Sie mehr als jemand bey mir im Verdacht, daß nicht allein die von Ihnen vorher angeführten schönen Absichren, sondern einige kleine Nebenabsichten Sie zum Schriftsteller machen.

Seb. Ich bin mir keine Nebenabsichten bewußt. Welche könnte ich auch haben?

Mag Ich weiß nicht. Vielleicht ein wenig Ruhmsucht. Sie wollen der Welt gern etwas neues und scharfsinniges sagen, denn etwas für das menschliche Geschlecht nützliches werden Sie doch schwerlich sagen können. Die Apocalypse ist eine dickschälige Citrone, aus der so viele hundert Commentatoren,

den wenigen Saft der in ihr war, schon längst ausgepreßt haben.

Seb. Wenn sie nicht mehr Saft in sich hat, so könnte sie doch vielleicht noch Oel enthalten. Glauben Sie nicht, daß es dem menschlichen Geschlechte wichtig wäre, wenn ich zeigte, daß alles was man bisher, über dis seit vielen Jahrhunderten vielen Menschen so wichtig scheinende Buch, geschrieben hat, alberne Fratzen sind, voller Unsinn, auf Kosten des gesunden Menschenverstandes, der Religion und der Geschichte gesagt. Wäre es nicht ein Verdienst so viel Lügen um ihr Ansehen zu bringen, wenn ich auch nur wenig Wahrheit an die Stelle setzen könnte. Und gleichwohl, ohne ruhmredig zu seyn, versichere ich, daß ich die erfüllten historischen Weissagungen, aus der Geschichte anzeigen und von einigen wenigen noch unerfüllten, solche Muthmaßungen an die Hand geben will, die selbst Königen und Fürsten nicht gleichgültig seyn dürften. Dennoch schätze ich diese meine historische Entdeckungen sehr gering gegen diejenigen, die etwas beytragen können den moralischen Zustand des Menschen zu verbeßern. Wie, wenn ich aus diesem Buche, von dem künftigen Zustande der Auserwählten die sichersten Schlüße ziehen, wenn ich (hier funkelten dem ehrlichen Sebaldus die Augen) aus demselben die Lehre, die Sie wie ich verabscheuen,

die

die Ewigkeit der Höllenstrafen, gänzlich widerlegen, und deutlich zeigen könnte, wie in Gottes Haushaltung alle Bestrafung auf Besserung abzielen muß und wird —— könnte dis dem menschlichen Geschlechte gleichgültig seyn?

Mag. Mein Freund, Sie haben wirklich eine gute Anlage zum Schriftsteller, Sie kommen in Feuer wenn Sie von ihrem Buche reden. Doch scheint es mir, indem Sie mir beweisen wollen, die Ruhmsucht seye nicht der Bwegungsgrund Ihres Schreibens, daß Sie sich so sehr rühmen als man sich rühmen kann.

Seb. Den Ruhm, der aus einer wohlgelungenen Ausführung eines nützlichen Unternehmens entspringt, verachte ich gar nicht. Er ist jedem rechtschaffenen Manne angenehm, und kann mit der Begierde der Welt zu nützen, sehr wohl bestehen, und so wird es vermuthlich auch wohl mit den Nebenabsichten seyn, die Sie den Schriftstellern schuld geben.

Mag. Nicht völlig eben so. Die meisten Schriftsteller schreiben; um bekannt zu werden, ein Amt zu erschreiben, einem Patron ein Buch zu dediciren, einen Freund zu erheben, oder einen Feind zu erniedrigen, und sie denken mehrentheils nicht daran, ob die Welt von ihren Büchern Nutzen oder Schaden habe, wenn sie nur ihren Privatendzweck erreichen.

Seb. Den können sie aber nicht erreichen, wenn sie nicht zugleich etwas nützliches schreiben. Denn es kann doch niemand so unverschämt seyn, ein Buch herauszugeben, um etwas bekanntes oder langweiliges oder nichtsbedeutendes zu sagen.

Mag. Das sollte freilich nicht seyn, wie will es aber ein armer Schriftsteller machen, wenn er nichts neues interessantes und wichtiges zu sagen hat, und dochein Buch schreiben soll. Meinen Sie nicht, daß ein wichtiges und nützliches Buch viel Geschicklichkeit erfordere, daß man sehr viel mehr wissen müße, als was man sagt, daß man vorher alles nachlesen müße, was andere bekannte Schriftsteller über diese Materie geschrieben haben, daß man sich aber doch nicht müße merken laßen, wie viel man gelesen habe, daß man seine ganze Materie wohl überlegen und anordnen müße, und daß zu allem diesen sehr viel Zeit und Arbeit gehöre.

Seb. Allerdings!

Mag. Meinen Sie aber, daß der, der bekannt werden, ein Amt erschreiben, seinem Patron ein Buch dediciren, seinen Freund erheben oder seinen Feind erniedrigen will, allemahl Geschicklichkeit haben werde, oder viel Zeit und Arbeit werde anwenden können?

Seb. Nein! Wenn aber dis nicht ist, so muß er auch gar kein Buch schreiben, denn den wahren Hauptzweck des Schriftstellens unwichtigen Nebenzwecken aufopfern, ist eines wahren Gelehrten ganz unwürdig.

Mag. Ja freilich eines Gelehrten! Aber ein Schriftsteller, kann es im Laufe seines Gewerbes nicht so genau nehmen.

Seb. Ich weiß nicht wie Sie sprechen. Ein Buchdrucker oder ein Buchhändler, mag ein Gewerbe mit Büchern haben, aber ein Schriftsteller ist ein Gelehrter, der der Welt nützliche Kenntniße mitzutheilen sucht, der Wahrheit und Weisheit befördern will.

Mag. Ihre Einbildungskraft, mein liebster Freund, fliegt noch ziemlich hoch, lassen Sie sich herunter, und kommen Sie der Erde näher. Der größte Haufen der Schriftsteller von Profeßion, treibt ein Gewerbe, so gut als die Tapetenmaler oder die Kunstpfeifer, und sieht die wenigen wahren Gelehrten, fast eben so, für zudringliche unzünftige Pfuscher an, als jene Handwerker einen Mengs oder Bach ansehen. Durch dis Gewerbe, und nicht durch die Begierde das menschliche Geschlecht zu erleuchten, entsteht die unsägliche Menge von Büchern die Sie so bewundert haben; denn Leipzig ist freilich seit mehr als hun-

hert Jahren die Stapelstadt der Waaren, die dieß gelehrten Handwerker zu jeder Meße verfertigen.

Seb. Sie haben ein sonderbares Vergnügen daran, Wörter zusammenzusetzen, deren Begriffe offenbar miteinander zu streiten scheinen. Gelehrsamkeit ein Handwerk? Bücherschreiben ein Gewerbe?

Mag. Allerdings, und zwar ein solches Gewerbe, worin jeder den Nutzen so sehr auf seine Seite zu ziehen sucht, als es nur möglich ist. Der Autor will gern dem Verleger so wenig Bogen Manuscript als möglich, für so viel Geld als möglich ist, überliefern. Der Verleger will gern so viele Alphabete als möglich, so wohlfeil als möglich einhandeln, und so theuer als möglich verkaufen. Der Autor will gern so wenig Zeit, Mühe, Ueberlegung und Geschicklichkeit an sein Buch wenden, und doch so viel Ruhm, Belohnung, Beförderung, von der Welt einärndten, als möglich. Zu dem letzten sind leider nur allzuviel Mittel vorhanden.

Seb. Sie sagen mir da so unerhörte Sachen, daß ich vor großem Erstaunen mich fast nicht getraue, ein Wort dagegen zu sagen, und doch begreife ich das alles ganz und gar nicht. Was für Mittel können vorhanden seyn, Ruhm und Belohnung durch ein Buch zu erlangen, in dem man nicht Talente zeigt und auf das man wenig Zeit gewendet hat?

Mag. Ey sehr viele. Z. B. ein Professor muß Amtswegen ein Collegium lesen, dazu schreibt er ein besonderes Compendium der ganzen Wissenschaft. Dis kostet wenig Zeit und Mühe, erfordert auch wenig Talente, und doch giebt es einem bey den Studenten das Ansehen, als ob man die Sachen besser verstehe als seine Vorgänger, und bey der Welt das Ansehen, als ob man ein Buch schreiben könne.

Seb. Aber die Welt kan doch unmöglich ein blosses Compendium einer bekannten Wissenschaft für ein Buch ansehen.

Mag. Die deutsche Welt ist gutwillig, sie hat sich schon sehr viele Compendienschreiber für Schriftsteller aufdringen laßen. Und denn weiß mancher Lehrer noch wirthschaftlicher mit seinem Pfunde zu wuchern. Will das Compendium nicht Ruhm genug bringen, so läßt man einen Theil des Discurses oder der Amplification des Compendiums unter einem Modetitel drucken, und denn ist man ein Schriftsteller in bester Form.

Seb. Ja! aber doch sind meines Erachtens, Studenten und Leser sehr unterschieden.

Mag. Ja freilich, darum werden auch die Stadthistörchen, die Anspielungen auf die Herren Collegen, die Schwänke die die Benevolenz der Herren Commilitonen captiviren sollen, weggelassen, wenigstens

stens von denen, die Kenntniß der Welt und Lebensart im Munde führen.

Seb. Das ist ganz gut! Aber ich dächte doch, der ganze Ton müßte verändert werden. Ein Lehrer kann voraussetzen, daß er mehr Einsichten habe als seine Zuhörer, deshalb kann er ihnen manches sagen, das er den Lesern mit Anstand nicht sagen darf, weil er vermuthen kann, daß darunter viel seyn möchten, die eben so viel, und mehr Einsicht haben als er.

Mag. Sehr wenige Professoren denken so delicat als Sie, ich kenne mehr als einen, der seine Leser völlig eben so anredet und unterrichtet, als ob sie lauter junge Studenten wären.

Seb. Das befremdet mich sehr. Ich wenigstens wenn ich in dem Falle wäre, würde mir immer vorstellen, daß die erleuchtetesten Leute meiner Zeit meine Leser seyn könnten, und welche armselige Figur ich gegen sie machen müßte, wenn ich ihnen ganz bekannte Sachen vordociren wolte, die sie viel besser wüßten. Ueberhaupt dächte ich, ein Lehrer in einem Collegium für junge Leute, müsse sich nach dem Verständnisse des Geringsten unter seinen Zuhörern bequemen, hingegen ein Schriftsteller, suche hauptsächlich den Verständigsten unter seinen Lesern zu gefallen, daher könne ein gutes Collegium, doch schwerlich ein gutes Buch werden.

Mag. Ey sie machen sich feine Schwierigkeiten! Wissen Sie hiemit, was gedruckt werden kann, kann ein Buch werden. Eine Dißertation, eine Prolusion, eine Oration, ein Programma, ein Oster-oder Pfingstanschlag den ein Schulmann oder Profeßor amtshalber schreiben muß ist ja wohl noch weniger ein Buch.

Seb. Ich wenigstens halte die Verfertigung solcher Aufsätze für ein Opus operatum, bey dem gewöhnlicherweise mehr die Hand als der Kopf nöthig ist.

Mag. O man kann ein Schriftsteller von vielen Bänden werden, ohne den Kopf sonderlich anzustrengen. Was denken Sie wohl Z. B. von einem Prediger der seine gehaltene Predigten drucken läßt?

Seb. Wenn meine Gemeinde meine Predigten verlangte, so würde ich sie sehr gern zu ihrem Gebrauche drucken lassen, denn warum solte ich ihr nicht schriftlich sagen, was ich ihr mündlich gesagt habe? Aber auch bloß für meine Gemeine solten meine Predigten gedruckt werden. Ich habe meine Predigten immer besonders nach den Umständen meiner Gemeine eingerichtet. Nun würde ich immer denken, die Welt würde, was ich blos meiner Gemeine gesagt habe, nicht mehr nutzen können, als das, was ich als Vater meinen Kindern zu ihrem bessern Verhalten eingeschärft habe.

Mag. Vielleicht würde doch die Welt, das was

Sie so bescheiden ankündigen, mit mehrerm Nutzen lesen, als die Predigten der Herren, welche die ganze Welt für ihre Diöcese halten.

Seb. Es kann seyn, daß auch in meinen Predigten etwas gemeinnütziges ist, aber doch würde das Bändgen, das ich mir der Welt vorzulegen getraute, immer sehr klein seyn.

Mag. Das Bändgen? Wer sich recht auf Predigtschreiben legt, hört vor dem dreyzehnten oder vierzehnten Bande nicht auf.

Seb. Wie? dreyzehn oder vierzehn Bände Predigten? dazu gehört mehr Herz als ich habe!

Mag. Freilich Sie haben viel Bedenklichkeiten. Wenn Sie eine Dedication an einen Patron zu machen hätten, und sie könnten kein Buch schreiben, so dächten Sie auch wohl nicht daran, das erste beste Buch wieder drucken zu laßen, und es ihrem Gönner zuzueignen?

Seb. Ich dächte wenigstens, der Patron würde es mir nur wenig danken, wenn ich ihm anstatt etwas neues vorzusetzen, nur etwas aufgewärmtes vorsetzte.

Mag. Als wenn der Patron nicht zufrieden seyn müßte, daß sein Namen vor dem Buche stehet, und als wenn er es auch noch würde lesen wollen! Genug daß Ihnen mancher Journalist danken wird, daß Sie durch die neue Herausgabe, unserer Litteratur einen

nen so großen Dienst geleistet haben. Und sie werden noch dazu als ein wichtiger Mann erscheinen, wenn Sie dem Buche eine Vorrede vorsetzen, um es durch ihren Namen der Welt anzupreisen.

Seb. Aber wenn man nicht wirklich sehr berühmt ist, so gehört viel Charletanerie dazu, so eine vornehme Mine zu affectiren.

Mag. Ja! wenn Sie ihren Namen selbst nicht für berühmt halten, so sind sie auf gutem Wege, ihn nie berühmt zu machen. Ich merke wohl Sie wollen incognito arbeiten; damit ist Ihnen auch zu dienen. Da ist mehr als ein Verleger, der seinen Autoren aufträgt was er zu brauchen denkt: Geschichte, Romanen, Mordgeschichte, zuverläßige Nachrichten, von Dingen die man nicht gesehen hat, Beweise, von Dingen die man nicht glaubt, Gedanken, von Sachen die man nicht versteht. Ich kenne einen der in seinem Hause an einem langen Tische zehn bis zwölf Autoren sitzen hat, und jedem sein Pensum fürs Tagelohn abzuarbeiten gibt. Ich läugne es nicht — denn warum solte ich Armuth für Schande halten — ich habe auch an diesem langen Tische gesessen. Aber ich merkte bald, daß ich zu diesem Gewerbe nichts taugte, denn ich kann zwar ohne Gedanken eine Correctur lesen, aber nicht ohne Gedanken Bücher schreiben, und bey solchen Büchern ist immer der am angenehm-

genehmsten, der nur am geschwindesten schreibt, wenn er auch gleich am schlechtesten schreiben solte.

Seb. Am schlechtesten? da handelt ja der Verleger wider seinen eigenen Vortheil; denn was kann die Welt mit den schlechten Büchern machen.

Mag. Was gehet den Verleger die Welt an? er bringt sein Buch auf die Messe.

Seb. Nun — und durch die Messe kommen die Bücher in die Welt.

Mag. Freilich, nur mit dem Unterschiede, daß sie vorher vertauscht werden, und daß also derjenige Verleger am besten daran ist, der die schlechtesten Bücher hat, weil er gewiß ist, etwas bessers zu bekommen.

Seb. Aber denn müssen doch einige Buchhändler die schlechtesten Bücher bekommen, und die bedaure ich.

Mag. Weswegen? Es ist ihnen ja unbenommen, Narren zu suchen, die aus dem schlechtesten Buche klug zu werden denken, oder die es um Gotteswillen lesen, wie mein alter Conrector wolte, daß ich die schlechten Prediger hören solte.

Seb. Nun fängt mir an ein Licht aufzugehen. So könnte es ja wohl der Vortheil der Buchhändler erfordern, zuweilen schlechte Bücher zu verlegen.

Mag. Dis könnte wohl seyn, wenigstens scheint es nicht, als ob sie sich sonderlich darum zu bekümmern hätten, ob die Bücher gut sind, oder nicht.

Seb.

Seb. Ja, wenn dis wahr ist, was Sie sagen, so müßte ich freilich von der Menge der nützlichen Bücher, über deren Daseyn ich mich gefreuet habe, alle diejenigen abziehen die die Convenienz der Schriftsteller und die Laune der Buchhändler zur Welt bringt.

Mag. Und rechnen Sie immer auch den gröſten Theil der ungeheuer groſsen Anzahl von Büchern ab, mit denen vermittelst unserer Ueberſetzungsmanufakturen Deutschland überschwemmt wird.

Seb. Habe ich recht gehört? Ueberſetzungsmanufakturen? Was soll denn das bedeuten?

Mag. Manufakturen, in welchen Ueberſetzungen mit Händen gemacht werden, das ist ja deutlich.

Seb. Aber Ueberſetzungen sind ja keine Leinwand oder keine Strümpfe, daſs sie auf einem Stuhle gewebt werden könnten.

Mag. Und doch werden sie beynahe eben so verfertigt, nur, daſs man wie bey Strümpfen, bloſs die Hände dazu nöthig hat, und nicht, wie bey der Leinwand, auch die Füſse. Auch versichre ich Sie, daſs keine Lieferung von Hemden und Strümpfen für die Armee genauer bedungen wird, und richtiger auf den Tag muſs abgeliefert werden, als eine Ueberſetzung aus dem französischen, denn dies wird für die gemeinste, aber auch für die gangbarste Waare, in dieser Manufaktur geachtet.

Se,

Seb. Alles was Sie mir sagen, ist mir unerhört. Also giebt es unter den Uebersetzungen, und unter den Uebersetzern auch wohl einen Rang oder Unterschied.

Mag. Allerdings! Ein Uebersetzer aus dem engländischen ist vornehmer, als ein Uebersetzer aus dem französischen, weil er seltener ist. Ein Uebersetzer aus dem italiänischen läßt sich schon bitten, ehe er zu arbeiten anfängt, und läßt sich nicht allemahl den Tag vorschreiben, an dem er abliefern soll. Einen Uebersetzer aus dem spanischen aber, findet man fast gar nicht, daher kömmt es auch, daß zuweilen Leute aus dieser Sprache übersetzen, wenn sie sie gleich nicht verstehen. Uebersetzer aus dem lateinischen und griechischen sind häufig, werden aber gar nicht gesucht, daher bieten sie sich mehrentheils selbst an. Außerdem giebt es auch Uebersetzer, die zeitlebens gar nichts anders thun als übersetzen; Uebersetzer, die ihre Uebersetzungen in Nebenstunden zur Erholung machen, wie die Frauenzimmer die Knötchenarbeit, Marly und Filet; Vornehme Uebersetzer: diese begleiten ihre Uebersetzungen mit einer Vorrede, und versichern die Welt, daß das Original sehr gut sey; Gelehrte Uebersetzer, die verbessern ihre Uebersetzungen, begleiten sie mit Anmerkungen und versichern, daß das Original sehr schlecht sey, daß sie es aber doch leidlich gemacht hätten; Uebersetzer, die durch Uebersetzungen Originalschriftsteller

werden,

werden, diese nehmen ein französisches oder engländisches Buch, laßen Anfang und Ende weg, ändern und verbessern das übrige nach Gutdünken, setzen ihren Namen kek auf den Titel, und geben das Buch für ihre eigene Arbeit aus. Endlich giebt es Uebersetzer, die ihre Uebersetzungen selbst machen, und solche die sie von andern machen lassen.

Seb. Sie vergeßen, dünkt mich, noch einen wichtigen Unterschied, unter den Uebersetzern, die die Sache und beide Sprachen verstehen, und denen, die nichts davon verstehen. Ich glaube diesen Unterschied bey den wenigen Uebersetzern gemerkt zu haben, die neue Uebersetzungen der Apocalypse versuchten.

Mag. Vielleicht mag dis bey der Apocalypse einen merklichen Unterschied machen, aber bey unsern gewöhnlichen Uebersetzungen aus dem französischen und dem engländischen wird nicht so genau darauf geachtet.

Seb. Aber ich dächte dis wäre das vornehmste, worauf besonders der Verleger, seines eigenen Nutzens wegen, Acht haben müßte.

Mag. Keinesweges! Hieran denkt er gemeiniglich gar nicht, oder sehr wenig. Wenn er drey Alphabete in groß Octav oder in groß Quart zu Completirung seiner Meße noch nöthig hat, so sucht er unter allen neuen noch unübersetzten Büchern von drey Alphabeten dasjenige aus, dessen Titel ihm am beßten gefällt.

gefällt. Hat er einen Uebersetzer gefunden (welches eben nicht schwer ist), der noch drey Alphabete bis zur nächsten Meße übernehmen kan, so handeln sie über den armen Franzosen oder Engländer, wie zween Schlächter über einen Ochsen oder Hammel, nach dem Ansehen, oder auch nach dem Gewichte. Wer am theuersten verkauft, oder am wohlfeilsten eingekauft hat, glaubt, er habe den beßten Handel gemacht. Nun schlept der Uebersetzer das Schlachtopfer nach Hause, und tödtet es entweder selbst, oder läßt es durch den zweyten oder dritten Mann tödten.

Seb. Durch den zweyten oder dritten Mann? Wie ist das zu verstehen?

Mag. Dis ist eben das manufakturmäßige beym Uebersetzen. Sie müßen wißen, daß es berühmte Leute giebt, die die Uebersetzungen im Großen entrepreniren, wie ein irrländischer Lieferant das Pöckelfleisch für ein spanisches Geschwader, und sie hernach wieder an ihre Unterübersetzer austheilen. Diese Leute haben von allen neuen übersetzbaren Büchern in Frankreich, Italien und England die erste Nachricht, so wie ein Mäckler in Amsterdam Nachricht von Ankunft der ostindischen Schiffe im Texel hat. An diese wenden sich alle Buchhändler, die Uebersetzungen haben wollen, und sie kennen wieder jeden ihrer Arbeiter, wozu er zu gebrauchen ist, und wie hoch er im Preise stehet.

Sie

Sie wenden ihnen Arbeit zu, bestrafen sie, wenn sie säumig sind, mit Entziehung ihrer Protection, merzen die Fehler ihrer Uebersetzungen aus, oder bemänteln sie mit ihrem vornehmen Namen, denn mehrentheils sind Entrepreneure von dieser Art stark im Vorredenschreiben. Sie wissen auch genau, wie viel Fleiß an jede Art der Uebersetzung zu wenden nöthig ist, und welche Mittel anzuwenden sind, damit ihre Uebersetzungen allenthalben angepriesen, und dem berühmten Manne öffentlich gedanket werde, der die deutsche gelehrte Welt damit beglückt hat.

Seb. Sie wissen, wie viel Fleiß an eine jede Art der Uebersetzung zu wenden nöthig ist? Gehört denn nicht einerley Grad von Fleiße zu jeder Uebersetzung, wenn sie in ihrer Art gut seyn soll?

Mag. Keineswegs! Dis kann nach den Umständen sehr verschieden seyn. Z. B. Zu theologischen Büchern thut gemeiniglich ein Hochwürdiger Herr einem Buchhändler den Vorschlag, sie unter seinem Namen und mit seiner Vorrede übersetzen zu lassen, es versteht sich aber, daß er das Buch nicht selbst übersetzt, sondern er giebt es gegen zwey Drittheile der mit dem Verleger abgeredten Bezahlung, an einen seiner Arbeiter ab. Dieser verdingt es gemeiniglich gegen drey Viertheil dessen was ihm der Hochwürdige Herr gönnen will, an einen dritten, der es zuweilen,

wenn die Manufaktur stark gehet, an einen vierten gegen funfzehen Sechszehntheile deßen was er bekomt, abläßt. Dieser übersetzt es wirklich, so gut oder schlecht er kann. Bey dicken Beweisen daß der Meßias schon gekommen ist, bey biblischen Geschichten in zwölf Bänden, bey voluminösen Dogmatiken, bey Predigten aus dem französischen oder engländischen übersetzt, kann dis ohne Bedenken gewagt werden, denn die Leser, die solche Bücher lesen, merken nicht, ob irgendwo etwas falsch sey, und die theologischen Kunstrichter sind nicht so schlimm, daß sie durch den Namen eines berühmten Vorredners oder durch ein höfliches Schreiben eines Bruders im Herrn, nicht sollten zur Duldung und Schonung einer schlechten Uebersetzung bewegt werden können. Die Ausgaben der Uebersetzungen historischer Werke, Reisebeschreibungen u. d. gl. sind meistens das Werk der Buchhändler, die sich dazu einen Wohlgebohrnen oder Hochedelgebohrnen Herrn aussuchen, weil in diesem Fache die Uebersetzungsentrepreneure nicht so häufig sind, als im theologischen Fache. Doch werden solche Uebersetzungen gemeiniglich auch an Unterarbeiter ausgetheilt. Diese müßen sich aber schon mehr in Acht nehmen, daß sie wenigstens die eigenen Namen richtig übersetzen und die Jahrzahlen recht abschreiben, denn auf solche Sachen lauren unsere historische Recensenten

censenten wie Falken. Dagegen ist auch nicht so viel daran gelegen, wenn sie die Vorstellungen der Begebenheiten und die eingestreute Reflexionen etwas flüchtig und schielend übersetzen, denn sie werden auf diese Art der Schreibart einiger deutschen Geschichtschreiber desto ähnlicher, die in ihrer Freunde gelehrten Zeitungen und Journalen gewohnt sind am lautsten gelobt zu werden. Aber neue Komödien und neue Romanen muß meistens der selbst übersetzen, der als Uebersetzer bekannt seyn will, denn diese Bücher kommen allzuvielen Lesern in die Hände, und die Kunstrichter sind hier gleich bey der Hand, und laßen sich selten durch einen berühmten Namen vom Tadel abschrecken.

Seb. Ich erstaune immer mehr über das was Sie mir sagen. Es ist mir, als ob Sie von einer andern Welt redeten. Sie können auch unmöglich Deutschland im Sinne haben.

Mag. Sie vielmehr kommen aus einer andern Welt, aus der schönen Welt der Imagination, wo jeder berühmte Mann viele Verdienste hat, wo jeder Schriftsteller zu Untersuchung der Wahrheit schreibt, wo die Vorreden wahre Nachrichten vom Buche enthalten, wo niemals ein Journalist den Schriftsteller dem er nicht wohl will anschwärzt, wo kein beleidigter Schriftsteller Cabalen macht, wo ein Lehrer der

Tugend auch allemahl tugendhaft, und ein Lehrer der Weisheit weise ist. Mein lieber Freund! träumen, Sie nicht fort, so angenehm Sie auch träumen mögen, sehen Sie um sich herum, was in Deutschland vorgeht, so werden Sie finden, daß das, was ich Ihnen sage, keine Erdichtung ist.

Seb. Nun wenn auch jemand einmahl so etwas unternähme, so kann doch das Publicum nicht lange in der Verblendung bleiben, und denn wird es aus mit der Manufaktur seyn.

Mag. Unser Publikum ist sehr nachsehend, zumahl bey dicken Büchern, welches diejenigen sind, die die Uebersetzer von Profession am liebsten wählen. Ich versichere Sie, daß wenigstens der dritte Theil der deutschen Bücher auf diese Art fabricirt wird. Denn ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß beinahe die Hälfte der neuen deutschen Bücher Uebersetzungen sind, und ich sage gewiß zu wenig, wenn ich nur zwey Drittel der Uebersetzungen als Manufakturarbeit ansehe.

Seb. Gott behüte! Die Hälfte unserer neuen Bücher sind Uebersetzungen? Was wird denn alles übersetzt.

Mag. Was? Bogen und Alphabete! Was darauf steht, darum bekümmert sich weder Verleger noch Uebersetzer, zum höchsten der Leser, wenn er will und kann.

Seb.

Seb. Allein da wird denn auch der Leſer gemeiniglich ſehr unzufrieden ſeyn.

Mag. Ach nicht doch! Die Leſer der Ueberſetzungen ſind gutwillige Seelen. Sie haben gegen alles was ſchwarz auf weiß gedruckt iſt, eine große Ehrerbietung. Und wenn ihnen auch etwas nicht recht gefällt, ſo nehmen ſie die Schuld auf ſich ſelbſt, und zählen Ueberſetzer und Verfaſſer los. Kein deutſcher Leſer wird das Unglück einer neuen Ueberſetzung machen, ſo wenig als noch ein deutſches Parterre jemals eine neue überſetzte Komödie ausgepfiffen hat.

Seb. Aber wenn auch niemand es merket, ſo iſt es doch allemahl einem Gelehrten unanſtändig, die Gelehrſamkeit bloß zu einem ſchimpflichen Gewerbe zu machen, und die Fortpflanzung der Wahrheit und Tugend ganz aus den Augen zu ſetzen.

Mag. Seyn Sie aus allzugroßer Gerechtigkeit nicht ungerecht. Unſer Vaterland kann von den Gelehrten nicht mehr fodern, als es um ſie verdient. Wo iſt das deutſche Land, wo ein deutſcher Gelehrter als Gelehrter leben kann? Wo iſt es möglich, ohne beſonders glükliche Umſtände, die Muße zu finden, die ein Schriftſteller braucht, wenn er in ſeiner Kunſt groß werden will. Unſer beſtes wünſchenswürdigſtes Schickſal iſt ein Amt, in deſſen Erwartung wir verhungern müſſen, wenn wir kein Erbtheil zuzuſetzen

haben, und bey dem wir, wenn wir es erhalten haben, vor vieler Amtsarbeit, alle Gelehrsamkeit vergessen. Die besten Schriftsteller haben zuweilen, die Muße, die sie zu ihren vortreflichsten eigenen Werken nöthig gehabt haben, durch manufakturmäßige Uebersetzungen, kümmerlich verdienen müssen. Es ist leider fast gar kein anderes Mittel da, um einen Gelehrten der kein Amt hat und kein Amt bekommen kann, vor dem Hunger zu verwahren. — Verlangen Sie nicht mehr, als wir leisten können.

Seb. Das Bild das Sie machen ist sehr traurig. Aber ich bleibe dennoch dabey, daß Entwicklung und Verbreitung der Wahrheit die Hauptpflicht eines Autors sey. Ich würde niemals daran gedacht haben, einen Commentar über die Apocalypse zu schreiben, wenn ich nicht geglaubt hätte, unbekannte nützliche Wahrheiten entdeckt zu haben.

Mag. Die auch trotz ihrem Commentar unbekannt bleiben werden. Denn glauben Sie mir, Bengel ist im Besitze des apocalyptischen Reichs, aus dem Sie ihn nicht vertreiben werden. Wir haben in Deutschland noch kein Beyspiel, daß einem abgesetzten Dorfpfarrer mehr wäre geglaubt worden, als einem Prälaten.

Seb. Ich kann über das Schicksal meines Commentars ruhig seyn. Genug wenn ich die Wahrheit

sage,

sage, wie ich sie erkenne, und weil es Wahrheit ist, und nicht deswegen, weil ich mit einem Buchhändler einen Contract gemacht habe ihm funfzig Bogen zu liefern. Wohin soll es mit der deutschen Gelehrsamkeit kommen, wenn der gröste Theil der Schriftsteller nicht die Beförderung der Gelehrsamkeit, sondern die Beförderung seines Ruhms und Nutzens sucht.

Mag. Und wohin soll es mit der deutschen Gelehrsamkeit kommen, wenn deutsche Gelehrsamkeit in unserm eigenen Vaterlande ein Schimpf ist, wenn das sicherste Mittel zu darben ist, sich auf Kenntnisse zu legen, die die Seelen unserer Mitbürger erleuchten, aber nicht ihren Wollüsten dienen, oder ihren Beutel füllen können, wenn kein einziges Mittel übrig bleibt, dem Gelehrten, der weder Kuppler noch Plusmacher seyn will, in der Welt sein Auskommen zu geben, wenn man uns recht zu belohnen denkt, sobald man uns auf eine Universität schickt, wo wir unsere nöthige Einkünfte von dem Wohlwollen einer unwissenden und ungezähmten Jugend suchen müssen, oder uns in ein Amt verstößt, wo uns alles was wir gelernt haben, unnütz ist, und wo die edle Empfindsamkeit, welche durch die Wissenschaften in unsern Seelen verbreitet worden, die Ausübung dieses Amts uns weit beschwerlicher macht, als einem rohen Diener der Absichten jedes Gewaltigen im Lande.

Seb. Ich bin ganz außer mir, über alles was ich hören muß. So schlecht siehet es mit der Gelehrsamkeit in Deutschland aus? Wohin soll es mit Wahrheit und Tugend kommen, wenn die Gelehrten, die derselben Herolde seyn solten, nur Eigennutz und Eigenlob suchen? Wie soll unser Vaterland durch die Wissenschaften erleuchtet werden, wenn man sie zu einem niedrigen Gewerbe misbraucht? Nein! dis ist mir ein unerträglicher Gedanke.

Mag. Geben Sie sich zufrieden! Was ist der deutschen Gelehrsamkeit damit geholfen, wenn ein paar arme Correctoren eine unruhige Nacht haben. Wir wollen uns die Fehler unserer Litteratur und unserer Gelehrten nicht verhelen, aber wir wollen auch das entschuldigen, was, ohne die Schuld unserer Gelehrten, nicht anders seyn kann.

Hiermit gab der Magister dem Sebaldus die Hand, und wünschte ihm eine gute Nacht.

Zweyter Abschnitt.

Sebaldus brachte der Ermahnung des Magisters ungeachtet, die Nacht sehr unruhig zu, und beseufzete noch den folgenden Tag den unvollkommnen Zustand der deutschen Gelehrsamkeit und das Schicksal der deutschen Gelehrten. Nachmittag ging er zu

seinem

seinem Freunde Hieronymus, um ihm sein gestriges Gespräch mit dem Magister zu erzählen, und ihn zu fragen, ob desselben Nachrichten zuverläßig wären.

Ich finde, sagte Hieronymus, daß der Hr. Magister von allen diesen Dingen sehr wohl unterrichtet ist, aber wie kan Sie diese Erzählung, die freilich nur allzu wahr ist, so gar sehr beunruhigen?

Seb. Es kränket mich, daß ich von der Hochachtung, die ich für die deutsche Gelehrsamkeit und für die deutsche Gelehrten hege, so viel ablassen muß. Ich habe beständig, einen Mann der ein Buch schreiben kann, mit Ehrfurcht angesehen, und den ganzen Haufen der Schriftsteller habe ich mir als eine Anzahl entsichtsvoller und menschenfreundlicher Leute vorgestellt, die beständig beschäftigt wären, alles was der menschliche Verstand edles schönes und wissenswürdiges hervorbringen kann, zu erforschen, und es zur Aufklärung des menschlichen Geschlechts in ihren Büchern öffentlich bekannt zu machen. Nun thut es mir weh, daß ich sie als einen Haufen geschäftiger Schmierer ansehen soll, die Wahrheit und Einsicht zu einem schimpflichen Gewerbe machen, das blos ihren eigenen Ruhm, Nutzen oder Nahrung zum Zwecke hat.

Hier. Und es thut ihnen um desto weher, weil sie selbst in die Zahl der Schriftsteller zu treten geden-

ken! — Nicht wahr? — Aber trösten sie sich; nicht alle Schriftsteller und Uebersetzer sind so beschaffen, wie sie Ihr Magister beschrieben hat. Er hat nur von neun Zehentheilen geredet. Es ist noch das zehnte Zehentheil übrig, würdige gelehrte Männer, die es wirklich mit dem Fortgange der Wissenschaften gut meinen, welche der Eitelkeit und den Vergnügungen der Jugend entsagen, um sich gründliche Kenntnisse zu erwerben, und welche Nächte durchwachen um ihre Nebenmenschen, klüger, weiser, erleuchteter und gesitteter zu machen. In deren Gesellschaft zu treten, dürfen Sie sich nicht schämen.

Seb. Und dieser wäre nur eine so geringe Anzahl? Wenn Sie die Anzahl der nützlichen Bücher so gering machen, wissen Sie wohl, daß Sie sich selbst erniedrigen.

Hier. Wie so?

Seb. Ich habe immer der Buchhandlung vor allen Arten der Handlung den Vorzug gegeben, weil ich glaube, daß durch ihre Vermittelung die gelehrten Kenntnisse unter die Menschen gebracht werden, weil sie nicht blühen kann, als wenn eine gründliche und nützliche Gelehrsamkeit blühet.

Hier. Da haben sie einen sehr falschen Begriff von der Buchhandlung. Sie stehet nur in rechtem Flore, wenn die Leute sehr dumm sind.

Seb.

Seb. Wenn die Leute sehr dumm sind? Das kann ich nicht begreifen. Dumme Leute werden ja keine Bücher kaufen.

Hier. Weßwegen nicht? Sie kaufen dumme Bücher, und die sind in größerer Anzahl und machen größere Bände aus. Es ist auch viel leichter und bequemer für dumme Leute zu schreiben und zu verlegen, als für kluge. Sehen Sie nur meine Collegen die Buchhändler in den katholischen Provinzen an, die zum Theile reicher sind, als alle protestantische Buchhändler, die jetzt die Messe besuchen. Sie finden in ihren Verzeichnissen schöne Folianten über das Jus canonicum, herrliche Fasten- und Fronleichnamspredigten, derbe Controverspredigten wider alle Ketzer, tröstliche Legenden der Heiligen, Gebetbücher und Breviarien in Menge, aber oft kein einziges vernünftiges Buch, das ich, so einfältig auch meine liebe Vaterstadt ist, in meinen Buchladen legen, oder Sie, wenn Sie noch so reich wären, in Ihre Bibliothek würden setzen wollen. Oder haben Sie wider Vermuthen (hier ergriff er ein auf seinem Pulte liegendes Bücherverzeichniß) Lust z. B. folgende Bücher zu kaufen: Laurentii von Schnüffis mirantische Mayenpfeife, mit Kupf. P. Sennenzwickels ernstliche Kurzweil für die zenonische Gesellschaft der machiavellischen Staatsklügler, worin das edle Paar Gebrüdrichen Atheismus

und

und Naturalismus, ſamt den hallerischen Gedichten dem Sileno als Rieſenſchröcker aufgeopfert werden. P. Dionyſii von Lützenburg verbeßerte Legend der Heiligen von P. Martin Cochem. Der himmliſche Gnadenbrunn St. Walpurgä. Die geiſtliche Sonnenblum d. i. kurze tägliche Beſuchungen des allerheil. Sacrament des Altars. P. Binners Muckentanz der Herren Prädicanten zu Zürch um das Licht der katholiſchen Wahrheit. Alexii Riederers Geiſtliches Seelennetz oder 150 geiſtreiche Betrachtungen. Bulffers mit kurzen doch guten Waaren handlender evangeliſcher Kaufmann, oder kurze Sonn- und Feyertagspredigten. Der chriſtkatholiſche goldene Schlüſſel, mit welchem die Schatzkammer der zeitlich- und ewigen Güter kann aufgeſperrt werden. Hauſingers geiſtliches Frühſtück, oder auserleſene Sittenlehren, wollen Sie dieſe und andere dergleichen ſchöne Sächelgen mehr, kaufen?

Seb. Nein! was ſollte ich mit dem unſinnigen Zeuge machen!

Hier. Nicht? deſto ſchlimmer für den Buchhändler, daß Sie ſo klug ſind, er wird ſich dumme Käufer ſchaffen müßen, oder ſein ganzer Laden wird voll bleiben.

Seb. Aber der Buchhändler ſoll der Gelehrſamkeit aufhelfen, und keine andere als gute Bücher drucken und verkaufen.

Hier.

Hier. Das heißt von dem Buchhändler zu viel gefordert, der sich nie nach dem Geschmack der beßten Gelehrten, ja selbst nicht nach seinem eigenen, sondern nach dem Geschmacke des großen Haufens richten kann, und dieser macht es ihm nur allzuleicht, die guten Schriftsteller beynahe ganz zu entbehren.

Seb. Dies thun die Buchhändler freilich, aber sie sollten es nicht thun, sondern sie sollten sich billig nach dem Geschmacke der größten Gelehrten richten, und ich habe mich schon oft über Sie gewundert, da Sie wissen was große Gelehrten von Büchern urtheilen, und doch schlechte Bücher drucken und verkaufen.

Hier. Mein Freund! der Geschmack der großen Gelehrten ist der Geschmack sehr weniger Leute. Der Buchhändler aber braucht sehr viele Käufer, wenn er sein Geschäft treiben soll. Daher kommt es, daß so oft Autor und Verleger bey dem beßten beiderseitigen Willen, sich nicht vereinigen können. Jener will den innern Werth seines Buchs verkaufen, dieser will bloß eine Wahrscheinlichkeit des Absatzes kaufen. Jener schätzt seinen und seines Buches Werth nach dem Beifalle einiger wenigen Edlen. Dieser überlegt, ob es möglich oder wahrscheinlich sey, daß viele nach dem Buche lüstern seyn werden, ohne in Anschlag zu bringen, ob sie gelehrt oder ungelehrt, weise oder einfältig, nach Unterricht oder nach Zeitvertreib begierig

sind,

sind. Sehen Sie den Tyroler der dort geschliffne optische Gläser zum Verkaufe herumträgt. Er hat kein Flintglaß und keine Dollondsche Duben. Fragen sie ihn, warum er nicht vorzüglich sich erkundigt, was für Gläser die größten Astronomen verlangen? Er wird antworten: Ich verkaufe meine Gläser, ich bekümmere mich nicht, ob man sie in Teleſcope setzt, um unbekannte Sterne zu obſerviren, oder in Perſpective, um einen entfernten Feind zu entdecken, oder den Freund der uns besuchen will früher zu erblicken, oder in Microſcope, um im Saamenthiergen zu unterscheiden, ob der erste Keim des Menschen ein Fisch oder eine Faser ist, oder in Brenngläser, um Flotten oder Tabackspfeifen anzuzünden, oder in Brillen um feine Schrift zu lesen. So viel ist gewiß, irgendwozu muß die Waare brauchbar sey, sonst führe ich sie nicht. Doch hat mich die Erfahrung so viel gelehret, daß Brillen stärker abgehen als Teleſcopien *), zumahl in

*) Daß diese Erfahrung des Tyrolers, auch schon im vorigen Jahrhunderte richtig befunden worden, zeigt unter andern die weise Frau Verlegerin eines höchst wichtigen türkisch geschriebenen Geschlechtregisters, mit dessen Uebersetzung und Commentirung Wilhelm Schickard Profeßor zu Tübingen im Jahre 1628 die orientalische Geschichte aufklären wollte. Schickard glaubte gewiß, sein Buch würde viel Käufer haben, weil es nicht zu den gemeinen alls

in meinem Lande, wo viele Leute ein blödes Gesicht haben, und sich kein Mensch auf die Astronomie legt.

Seb. Aber es ist dennoch unrichtig, daß die Buchhandlung durch dumme Bücher in Flor kömmt, denn Sie können doch nicht läugnen, daß, seitdem die Lektur in Deutschland mehr Mode geworden, die Buchhandlung mehr florire.

Hier. Das läugne ich geradezu. Zur Zeit der schönen dicken Postillen, den Zentnerschweren Konsultationen, der Arzneybücher in Folio, der Opera omnia, der klaßischen Autoren und Kirchenväter in vielen Folianten, der theologischen Bedenken und der Leichenpredigten in vielen Bänden, der Labyrinthe der Zeit, der Schaubühnen der Welt, war die Buchhandlung im Flor. Was giebt man uns jetzt anstatt dieser wichtigen Werke? kleine Büchelchen von wenig Bogen, die aus Hand in Hand gehen, viel gelesen und wenig

gut

Tage vorkommenden Büchern gehörte, sondern er sah in den Gelehrten von einer neuen und fremden Materie, viel neues und frembes berichten konnte. Aber aus dieser Ursache befürchtete die Frau Verlegerin das Gegentheil. Sie versicherte, aus der Erfahrung zu wissen, daß Bauerkalender viel häufiger verkauft würden, als die astronomischen Ephemeriden, aus denen sie gemacht sind. S. Lessings Beyträge zur Geschichte und Litteratur. Erster Beytrag S. 91.

gekauft werden; wodurch denn endlich die Leser so klug werden, daß ihnen die alten Kernbücher anstinken. Sehen Sie, das ist der Vortheil, den wir Buchhändler vom Lesen der Bücher haben.

Seb. Das ist doch sonderbar. Wenn den Buchhändlern nichts daran gelegen ist, daß die Bücher gelesen werden, was verlangen Sie dann, das damit vorgenommen werden soll?

Hier. Man soll sie zerreißen, oder Wände damit tapezieren.

Seb. Gott behüte, was sagen Sie da!

Hier. Was alle Tage geschieht. Meine besten Kunden sind die Schulknaben, Handwerkspurschen, Bauern, gute Mütterchen, die beten und singen, und die die Knäblein und Mägdlein oft mit sich in die Wochenpredigten nehmen, die denn aus langer Weile fleißig die Gebetbücher und Gesangbücher zerreißen. Die Gewürzkrämer machen auch eine wichtige Konsumtion von Büchern, und in diesem Kriege sind viele Streitschriften wider die Ketzer, die mir zur Last lagen, in Patronen verschoßen worden. Wände mit Büchern tapezieren, oder, um gelehrter zu reden, große Bibliotheken errichten, war zu der Zeit Mode, als die vorhergenannten großen Bücher noch verkauft wurden. Jezt hat die leidige Sucht, Gedichte und kleine Modebücher zu lesen, die großen Bibliotheken und die schwerfällige

Art

Art zu studiren, wozu große Bibliotheken nöthig waren, ganz aus der Mode gebracht: und seitdem ist eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums der Buchhändler verstopft. Wenn auch irgend eine tüchtige Feuersbrunst einem Buchhändler aufhelfen könnte, so wird selten eine verbrannte Bibliothek wieder angeschafft.

Seb. So, ist dieß das Schicksal der Bücher, der Früchte des Fleißes so vieler verdienstvollen würdigen Gelehrten? Zerrissen, zu Düten verbraucht, oder vergessen, oder verbrannt zu werden? Darüber möchte man Blut weinen.

Hier. Geben Sie sich zufrieden! wir reden von zwey ganz verschiedenen Dingen. Erinnern Sie sich nun aus Ihrem Gespräche mit dem Hrn. Magister, auf welche Art die Bücher, die marktgängige Waare sind, verfertigt werden, so werden Sie finden, daß sehr viele davon eigentlich noch ein schlechter Schicksal verdienten.

Seb. Ganz wohl. Aber wenn auch alles wahr wäre, was Sie und der Herr Magister mir gesagt haben, so wünschte ich doch, daß es nicht wahr seyn möchte.

Hier. Ich auch.

Seb. Und doch sagen Sie selbst, Ihr Vortheil erfordere es, daß die Welt dumm bleibe.

Hier. Wenn ich als Kaufmann rede, so muß ich freylich wissen, was eigentlich mein Vortheil ist; aber

gekauft werden; wodurch denn endlich die Leser so klug werden, daß ihnen die alten Kernbücher anstinken. Sehen Sie, das ist der Vortheil, den wir Buchhändler vom Lesen der Bücher haben.

Seb. Das ist doch sonderbar. Wenn den Buchhändlern nichts daran gelegen ist, daß die Bücher gelesen werden, was verlangen Sie dann, das damit vorgenommen werden soll?

Hier. Man soll sie zerreißen, oder Wände damit tapezieren.

Seb. Gott behüte, was sagen Sie da!

Hier. Was alle Tage geschieht. Meine besten Kunden sind die Schulknaben, Handwerkspurschen, Bauern, gute Mütterchen, die beten und singen, und die die Knäblein und Mägdlein oft mit sich in die Wochenpredigten nehmen, die denn aus langer Weile fleißig die Gebetbücher und Gesangbücher zerreißen. Die Gewürzkrämer machen auch eine wichtige Konsumtion von Büchern, und in diesem Kriege sind viele Streitschriften wider die Ketzer, die mir zur Last lagen, in Patronen verschossen worden. Wände mit Büchern tapezieren, oder, um gelehrter zu reden, große Bibliotheken errichten, war zu der Zeit Mode, als die vorhergenannten großen Bücher noch verkauft wurden. Jetzt hat die leidige Sucht, Gedichte und kleine Modebücher zu lesen, die großen Bibliotheken und die schwerfällige

Art

Art studiren, wozu große Bibliotheken nöthig waren, ganz aus der Mode gebracht: und seitdem ist eine sehr ergiebige Quelle des Reichthums der Buchhändler verstopft. Wenn auch irgend eine tüchtige Feuersbrunst einem Buchhändler aufhelfen könnte, so würde selben eine verbrannte Bibliothek wieder angeschafft.

Seb. So ist dieß das Schicksal der Bücher, der Früchte des Fleißes so vieler verdienstvollen würdigen Gelehrten: zerrissen, zu Düten verbraucht, oder vergessen, oder verbrannt zu werden? Darüber möchte man Blut weinen.

Hier. Geben Sie sich zufrieden! wir reden von zwey ganz verschiedenen Dingen. Erinnern Sie sich nun aus Ihrem Gespräche mit dem Hrn. Magister, auf welche Art die Bücher, die marktgängige Waare sind, verfertigt werden, so werden Sie finden, daß sehr viele davon eigentlich noch ein schlechter Schicksal verdienten.

Seb. Ganz wohl. Aber wenn auch alles wahr wäre, was Sie und der Herr Magister mir gesagt haben, so wünschte ich doch, daß es nicht wahr seyn möchte.

Hier. Ich auch.

Seb. Und doch sagen Sie selbst, Ihr Vortheil erfordere es, daß die Welt dumm bleibe.

Hier. Wenn ich als Kaufmann rede, so muß ich freylich wissen, was eigentlich mein Vortheil ist; aber

ich liebe meinen Vortheil nicht so sehr, daß ich ihn mit dem Schaden der ganzen Welt erkaufen wollte. Ich liebe die Aufklärung des menschlichen Geschlechts; sie fängt auch an, sich bey uns zu zeigen; allein sie gehet noch mit sehr langsamen Schritten fort. Ich habe den Wirkungen derselben oft mit Vergnügen bis in die Winkel nachgespürt, wohin keine gelehrte Nachricht reicht. Ich merke seit einiger Zeit, daß in meiner Vaterstadt verschiedene schlechte Bücher, die ich sonst oft verkauft habe, liegen bleiben, und freue mich darüber.

Seb. Ich frage Sie aufs Gewissen, mein lieber Freund, ist nicht ein wenig Selbstlob bey dieser Großmuth, deren Sie sich rühmen?

Hier. Mit nichten! denn es ist gar keine Großmuth. Ich habe Korrespondenz nach dummen Staaten und Provinzen, wo diese schlechten Bücher begierig gekauft werden.

Seb. Aber wenn auch diese einmal klug werden!

Hier. Sehr wohl! alsdann bin ich ganz gefaßt, den Buchhandel niederzulegen, und bloß beym Kornhandel zu bleiben. Seitdem die ökonomischen Principien aus Frankreich bey uns Mode geworden sind, und alles ruft: Fahrt nur viel Korn weg, so werdet ihr viel haben! ist in meinem Vaterlande und in den benachbarten Gegenden so oft Kornmangel, daß es sich der Mühe belohnt, ein Kornhändler zu seyn.

Auf

Auf allen Fall werden in meinem Vaterlande noch keine Zeuge zu Schlafrocken, noch keine Mützen, Hüte und Strümpfe gemacht; ich kann also noch Manufakturen anlegen. Aber wehe den Buchhändlern in dummen Ländern, wo schon viel Manufakturen sind, und wo die Handlung überhäuft ist: Wenn ein solch Land einmal erleuchtet wird, so ist für sie kein Mittel zur Nahrung weiter übrig.

Seb. Aber ich habe doch gehört, daß in England und in Frankreich sich die Buchhändler bey guten Büchern sehr wohl stehen sollen.

Hier. Das kömmt daher, weil in Frankreich und in England, die Klasse der Schriftsteller der Klasse der Leser entspricht; weil jene schreiben, was diese zu lesen nöthig haben, und lesen können.

Seb. Ist es denn in Deutschland nicht eben so?

Hier. Sehr selten. Der Stand der Schriftsteller beziehet sich in Deutschland beynahe bloß auf sich selber, oder auf den gelehrten Stand. Sehr selten ist bey uns ein Gelehrter ein Homme de lettres. Ein Gelehrter ist bey uns ein Theologe, ein Jurist, ein Mediciner, ein Philosoph, ein Professor, ein Magister, ein Direktor, ein Rektor, ein Konrektor, ein Subrektor, ein Bakkalaureus, ein Collega infimus, und er schreibt auch nur für seine Zuhörer und seine Untergebenen. Dieses gelehrte Völkchen von Lehrern und

Ler-

Lernenden, das etwa 20000 Menschen stark ist, verachtet die übrigen 20 Millionen Menschen, die außer ihnen Deutsch reden, so herzlich, daß es sich nicht die Mühe nimmt, für sie zu schreiben; und wenn es zuweilen geschiehet, so riecht das Werk gemeiniglich dermaßen nach der Lampe, *) daß es niemand anrühren will. Die zwanzig Millionen Ungelehrte vergelten den 20000 Gelehrten Verachtung mit Vergessenheit: sie wißen kaum, daß die Gelehrten in der Welt sind. Weil nun kein Gelehrter für Ungelehrte schreiben will, und dennoch die ungelehrte Welt so gut ihr Bedürfniß zu lesen hat, als die gelehrte, so bleibt das Amt für Ungelehrte zu schreiben, endlich den Verfaßern der Inseln Felsenburg, den Postillenschreibern, und der moralischen Wochenblätter, deren Fähigkeiten den Fähigkeiten der Leser, die sie sich gewählt haben, viel genauer entsprechen, als die Fähigkeiten der größten Gelehrten ihren Lesern: die daher weit mehr gelesen werden, als die größten Genien, die aber auch ihre Leser nicht um einen Daumen breit höher hinauf heben, die vielmehr sehr oft nicht wenig beytragen, daß das Licht der wahren Gelehrten sich nicht auf die Ungelehrten ausbreitet. Daher sind ei-

nige

*) Der Verfasser, der als ein Deutscher sich in nichts dessen was Deutsch ist, schämet, bekennt gern, daß auch dieses Werk von diesem Geruche nicht wenig an sich hat. Er warnet alle Weltleute, es nicht zu wagen solches zu lesen.

nige Städte bey uns so helle, und ganze Länder sind in der gröſten Finsterniß.

Geb. Aber die Wissenschaften können nicht allemal so faßlich vorgetragen werden, daß sie der groſe Haufen begreifen kann, sie würden sonst nicht allein nicht erweitert werden, sondern sie würden endlich in ein seichtes Geschwätz ausarten, das man bey halbem Hinhören begreifen kann; aber ihre wichtigsten Wahrheiten würden sie entbehren müßen, weil sie nicht durch eine flüchtige Lektur, sondern durch ein gründliches Studium begriffen werden können. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß die Franzosen auf diese Art verschiedenen Wissenschaften geschadet haben, weil sie popular vortragen wollten, was sich nicht popular vortragen läßt. Man würde auch dem Gelehrten alle Begierde nach neuen Entdeckungen nehmen, wenn er nie für den Gelehrten, sondern nur für den Unwissenden schreiben sollte. Es müssen also gelehrte Bücher bloß für Gelehrte geschrieben werden.

Hier. Ganz recht! Nur wenn die Nation durch die Schriften der Gelehrten soll erleuchtet werden, so muß sich die Anzahl der bloß für Gelehrte geschriebenen Bücher, zu den für das ganze menschliche Geschlecht geschriebenen Büchern verhalten, wie die Anzahl der Gelehrten zu dem übrigen menschlichen Geschlechte, vielleicht wie 1 zu 1000, vielleicht wie 1 zu 2000. Ich befürchte aber, es wird in Deutschland gerade umgekehrt seyn.

Seb. Aber wenn nun bey uns in Deutschland die Anzahl derjenigen Gelehrten, die sich fähig finden, durch neue Erfindungen die Gränzen der Wissenschaften zu erweitern, größer ist, als derer, die sich fähig finden, die schon erfundenen Wahrheiten für das Publikum faßlich zu machen?

Hier. Ich zweifle, daß deßhalb die Deutschen Gelehrten bloß für Gelehrte schreiben, weil sie viel neue Entdeckungen zu machen hätten. Es sind in Deutschland, nach einer gewiß nicht zu starken Berechnung, seit hundert Jahren 400 bis 500 Logiken geschrieben worden; vielleicht in dreyen oder vieren mag diese Wissenschaft durch neue Entdeckungen bereichert worden seyn, die übrigen schreiben sich aus, und aufs höchste haben sie einige Definitionen verändert, und einige Lehrsätze anders eingekleidet: und dieß sind die neue Erfindungen, worauf sie stolz thun. Sind solche Entdeckungen wohl der Mühe werth? und wäre es nicht beßer gewesen, wenn die, die so wenig entdecken konnten, sich lieber beflissen hätten, das schon entdeckte gemeinnützig zu machen? Es kömmt mir vor, als ob in Deutschland in den beiden vorigen Jahrhunderten Materialien zu dem großen Gebäude der Wissenschaften wären gesammelt worden; die aber in ziemlicher Unordnung untereinander herumlagen, Quadersteine, Backsteine, Dachziegel, Balken, Bretter, Eisenwerk, u.

u. s. w. Im vorigen Jahrhunderte war die Beschäfftigung der Gelehrten, die Materialien abzusondern, und jede Art in zierliche Schichten übereinander zu setzen. In diesem Jahrhunderte hätten Baumeister kommen sollen, die aus diesen Materialien, dem menschlichen Geschlechte zum Besten, Gebäude gebauet hätten. Aber jeder Gelehrte fährt fort, sein Schichtchen Backsteine vor sich her dicht aufeinander zu legen, und nennt es ein Lehrgebäude. Ist jemand so glücklich, auf seinem Spaziergange ein Paar einzelne Steine zu finden, und sie in guter Ordnung zu seinem Häufchen hinzuzulegen, so heißt er ein Erfinder. Derjenige, der große Quadersteine in Graben neben einander wälzt, daß sie einmal künftig einem Gebäude zum Grunde dienen können, heißt ein tiefsinniger grübelnder Mann. So thun unsere sämtlichen Gelehrten nichts, als Materialien in Ordnung bringen, und einen Grund legen. Fängt aber jemand an, aus den verschiedenen großen Haufen Materialien, die Jahrhunderte lang dicht aufeinander gelegen haben, auf den schon gelegten Grund ein Gebäude zu bauen, so verspottet man ihn als einen leichten Kopf, der Materialien und Grund von andern nimmt, und dessen Ordnung voller Lücken ist. Man bedenkt nicht, daß durch diese Lücken das Licht in das Gebäude fällt, und daß durch dieselben Menschen in das Gebäude hineingehen

Zimmer; dahingegen in den dichten Haufen weder Licht noch Wärme dringen und keine menschliche Kreatur darinn wohnen konnte. Man sollte nicht zufrieden seyn, jede Wissenschaft vor sich in ein Lehrgebäude zu ordnen, sondern eine jede Wissenschaft sollte billig auf alle andern, und alle zum Besten der menschlichen Gesellschaft angewendet werden.

Seb. Aber ich wiederhole noch einmal, die Wissenschaften würden leicht werden, wenn man nicht fortführe ihre Theorien zu untersuchen. Wohin soll es endlich mit ihnen kommen, wenn man bloß das, was davon dem gemeinen Haufen faßlich ist, bearbeiten will?

Hier. Und wohin soll es endlich mit der Beförderung der Entwicklung aller Kräfte des Geistes, mit der Erleuchtung des ganzen menschlichen Geschlechts kommen, die der vorzüglichste Zweck der Wissenschaften ist, wenn die Gelehrten bloß für sich, und jede Art von Gelehrten besonders für sich, in ihrem kleinen Zirkel bleiben, und den großen Zirkel der übrigen ganzen Nation ihrer Achtsamkeit unwürdig halten wollen. Es können zwar immer einige Gelehrte von Profession bleiben, davon jeder über seine Wissenschaft einzeln nachdenkt, und seine Bemerkungen den Gelehrten mittheilet. Aber haben denn die Gelehrten gar keine Pflichten gegen das übrige menschliche Geschlecht?

schlecht? Der Bauer, der das Feld beſäet, der Weber, der Zeuge bereitet, der Maurer, der Häuſer bauet, der Kaufmann, der die zur Nothwendigkeit und Bequemlichkeit gereichenden Dinge zuſammenbringt, tragen, jeder durch ſeinen Fleiß, das ihrige zum gemeinen Beſten bey, und auch die Gelehrten werden durch ſie genähret, bekleidet, vor den Ungemächlichkeiten des Wetters bewahrt, und mit Bequemlichkeiten verſehen: ſollten die Gelehrten nun ein Recht haben, ihre Einſichten beſtändig nur unter ſich zu behalten, und ſie nie dieſem geſchäfftigen Theile der Nation, für die Wohlthaten, die ſie täglich von ihm empfangen, mitzutheilen. Sie können dieſes nicht allein dadurch thun, wenn ſie gewiſſe gemeinnützige Wahrheiten faßlich vortragen, welche Beſchäfftigung viele Gelehrten deßhalb verachten, weil ſie glauben, daß nur mäßige Geſchicklichkeit dazu gehöre. Es giebt vielmehr noch eine höhere Art der Gemeinnützigkeit, die Genie, Gelehrſamkeit, Anſtrengung aller Geiſteskräfte erfodert, und die man dadurch erreicht, wenn man, wie ich ſchon geſagt habe, nicht allein jede Wiſſenſchaft für ſich ſelbſt, ſondern auch in Abſicht auf alle andern, und alle in Abſicht auf die menſchliche Geſellſchaft betrachtet. Hierinn fehlen die meiſten Deutſchen Schriftſteller, die ihre Wiſſenſchaft zwar aus dem Grunde verſtehen, aber ſie bloß allein für ſich, und nie in dem Zuſammen-

hange mit den übrigen Wissenschaften, und nie in Absicht auf den Nutzen des menschlichen Geschlechts, betrachten. Ein Kriminalist ist ein grundgelehrter Mann, wenn er alle Ausgaben der peinlichen Halsgerichtsordnung mit ihren Kommentarien durchgelesen und verglichen hat, und genau zu bestimmen weiß, in welchem Falle, und in wie vielsten Grade man zur Tortur schreiten soll. Er hält den für einen schwachen Kopf, der noch erst untersuchen will, ob ein Erforschungsmittel der Wahrheit, das im Heil. Römischen Reiche schon vor mehr als zweyhundert Jahren durch Gesetze vorgeschrieben worden, unzulänglich, ja gar unmenschlich seyn könne. Ein Lehrer des Deutschen Kirchenrechts wird mit grösseſter Gründlichkeit und Belesenheit beweisen, daß im Heil. Römischen Reiche nur zwey Religionen existiren dürfen, und daß es reichsgesetzwidrig sey, wenn derjenige, der keiner dieser beiden Religionen beyfällt, nicht sogleich des Deutschen Vaterlandes verwiesen werde. Laß den friedfertigen Gottesgelehrten, laß den menschenfreundlichen Philosophen, laß den einsichtsvollen Politiker dawider auftreten, und versichern, wahre Religion, Wohl der Menschen, und Wohl des Staats erfodere, daß man niemand dogmatischer Lehren wegen verdamme, und keinen Ketzer, sobald er ein guter Bürger ist, aus dem Lande jage: er

wird

wird sie blos bedauren, daß sie in der Kenntniß des Deutschen Kirchenrechts so unwissend sind. Daß sie sich auf die gesunde Vernunft berufen: er wird vor Verachtung antworten, daß man so wenig das Deutsche Kirchenrecht, als das Deutsche Staatsrecht nach der Vernunft, sondern nach dem Herkommen beurtheilen müsse. Eben so sammelt der Geschichtschreiber eine Menge Thatsachen, ohne Wahl und Absicht, ohne daraus Philosophie, Politik oder Kenntniß des Menschen zu erläutern, und der Philologe giebt klassische Autoren heraus, sammelt Lesearten und berichtigt Valrianten, ohne ein einzigmal seine Leser auf den Geist der alten Schriftsteller, auf den Zweck, warum sie geschrieben haben, zu führen. Wenn ich nicht gewohnt wäre, weder im Guten noch im Bösen von Gottesgelehrten zu reden, so würde ich die anführen, die mit ihren Nebengottesgelehrten beständig Dogmatik, Exegese und Polemik wechseln, ohne jemals zu überlegen, welchen Einfluß Dogmatik, Exegese und Polemik auf die Verbesserung des menschlichen Verstandes haben könne, und wie sie sich gegen Geschichte, Philosophie und Politik verhalte. Wann jemals die Deutschen Schriftsteller anfangen, die Wissenschaften aus solchen Augenpunkten zu betrachten, so werden sie sie mit weit glücklicherm Erfolge erweitern, als durch trockne Kompendien, leere Spekulationen

und absichtlose Kompilationen; sie werden für Kenner schreiben, und doch den Lesern aus allen Ständen interessant werden. Selbst durch dieses Interesse werden sie alle Arten von Lesern zum Studium wissenschaftlicher Kenntnisse ermuntern. Auf diese Weise werden sich die Wissenschaften in mehrere Stände ausbreiten, und gelehrte Schriftsteller werden alsdann mehr erleuchteten Lesern faßlich schreiben können, ohne der seichten Denkungsart des großen Haufens zu Gefallen, eine unrecht verstandene Popularität zu affectiren.

Seb. Ich finde, daß Sie vollkommen recht haben. Ich kenne keinen höhern Nutzen der Wissenschaften, als die Erleuchtung des menschlichen Geschlechts. Aber hiezu haben gewiß vortreffliche Deutsche Schriftsteller auch das Ihrige beygetragen. Ich darf Ihnen nur aus dem Fache, das ich kenne, die würdigen Gottesgelehrten unsers Vaterlandes ins Gemüth bringen, die sich mit glücklichem Erfolge bemühet haben, Dogmatik, Exegese und Polemik, nach dem Nutzen und dem Schaden, den sie dem menschlichen Geschlechte bringen können, zu betrachten.

Hier. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich von keinem Gottesgelehrten urtheilen will: aber ich verehre die großen Schriftsteller in allen Wissenschaften, die von philosophischen und menschenfreundlichen

Absichten

Absichten belebt, mehrere Wissenschaften zugleich überschauen, und das wahre Verhältniß einer jeden zur allgemeinen Erkenntniß zu bestimmen suchen. Deutschland hat einige, und sie sind vortrefflich, aber sie sind in sehr geringer Anzahl. Die meisten Deutschen Schriftsteller, voll pedantischen Stolzes, sind nur bemühet, den Theil der Wissenschaften, den sie lehren, er mag nun klein, unbeträchtlich, ja wohl schädlich seyn, als den wichtigsten auszugeben, und ihnen dünkt, um zu meinem vorigen Gleichnisse zurück zu kommen, daß der kleine Haufen Steine, den sie sammeln und Stein über Stein aufstapeln, wichtiger und nützlicher sey, als das größte Gebäude.

Seb. Mein Freund! Sie sind wirklich gegen die Deutschen Gelehrten ungerecht, und nehmen Sie es mir nicht übel, fast muß ich glauben, dieß komme von Ihrem Stande her. Sie selbst haben die Tiefen der Gelehrsamkeit nicht erforschet, und wissen also auch nicht, wie ein wahrer Gelehrter eigentlich beschaffen ist. Ein wahrer Gelehrter siehet alle Gegenstände der menschlichen Erkenntniß in einem viel hellern Lichte, als ein Ungelehrter, und kann daher von ihrem Werthe und Unwerthe besser urtheilen; er wird nie die Wissenschaft, in der er arbeitet, höher achten, als sie es werth ist, oder deßhalb die andern Wissenschaften, wenn sie wichtiger sind, vernachläßigen. Die

Wissenschaften,

Wissenschaften, mein lieber Herr Hieronymus, sind durch ein allgemeines Band verbunden, und wer bloß seine Wissenschaft schätzen wollte, und die andern nicht, handelte so thöricht, daß sich dies von keinem wahren Gelehrten vermuthen läßt. Lernen Sie die Gelehrten besser kennen.

Hier. Haben Sie den Meßkatalogus von dieser Meße schon gelesen?

Seb. Wie kommen Sie darauf, nein, noch nicht.

Hier. Wir wollen einmal die Beschaffenheit der neuen deutschen Bücher aus diesem Katalogus beurtheilen. Lassen Sie uns einmal zusammenrechnen, wie viel von jeder Art der Wissenschaften Bücher herausgekommen sind, und hernach darüber Betrachtungen anstellen.

Seb. Sehr gern, dies wird Sie am besten widerlegen. Wahre Gelehrte sehen allemal, das lasse ich mir nicht ausreden, auf dasjenige, was dem Ganzen vortheilhaft ist, nicht, was ihnen insbesondere gefällt.

Sie fangen also an, den Meßkatalogus durchzugehen, und suchen 250 Uebersetzungen *) aus verschiedenen

*) Diejenigen, denen etwan die Anzahl der Uebersetzungen und Journale, nach Proportion, allzuklein dünken sollte, müssen bedenken, daß es eine Michaelismeße war; Dann

denen Sprachen, 65 neue Stücke von Journalen, 44 Kompendien und Lesebücher, 74 Dissertationen und Programmen, 53 Bände Predigten, 67 theologische Bücher von allerhand Art, aber nur 9 juristische, weil die Anleitung zum Reichsprozesse und zum Kriminalprozesse schon oben unter den Kompendien gerechnet worden, 24 medicinische Bücher, 16 Wochenblätter, 3 Geschichtbücher, 37 diplomatische Bücher, 17 Romane, meistens in Erfurt, Dresden und Regenspurg gedruckt, 43 ökonomische große und kleine Traktate, 31 Gedichte, 3 mathemätische Bücher, 1 physikalisch Buch und 15 aus der Naturhistorie. Hingegen fanden sich nur zwey einige Wochen vor der Meße erschienene Bücher, worinn die Wissenschaften in ihrer Verbindung, und in Verhältniß auf die Menschheit, betrachtet wurden, und von diesen versicherten verschiedene gelehrte Zeitungen, voller Verachtung, daß ihre Verfaßer seichte Köpfe wären, die keine gründlichen Einsichten in die Wissenschaften hätten, und blos durch das geringe Verdienst einer guten Schreibart bey dem gelehrten Pöbel Beyfall erschlichen.

Hieronymus gieng in ein Nebenzimmer, um diese Zeitungsstücke

wenn auch einige Schriftsteller im Sommer spazieren gehen, so arbeiten doch Uebersetzer und Journalisten, im Sommer und Winter, mit gleicher Thätigkeit fort.

Zeitungsſtücke zu ſuchen, weil er aber dabey etwas verweilte, hatte Sebaldus indeſſen eiligſt 12 Titel von neuen Büchern über die Apokalypſe, die er ſich beym Durchſehen des Katalogus heimlich mit dem Nagel gezeichnet hatte, auf einen Zedel ausgezogen, mit dem er dem Hieronymus entgegen kam, und ihn ſehr angelegentlich bat, ihm dieſe Bücher zu leihen. Der gefällige Hieronymus fieng gleich an zu ſuchen, und kaum hatte er ſie herbey geholt, als Sebaldus, des bisherigen Geſprächs ganz uneingedenk, ſie unter den Arm nahm und damit nach Hauſe eilte, wo er nicht ruhete, bis er eins nach dem andern durchgelaufen hatte.

Den dritten Tag brachte er dem Hieronymus die Bücher zurück, und nahm ſich unterwegs vor, ſeinem Freund zwar für die Bücher zu danken, aber ihm doch wegen ſeiner irrigen Meinung, von der partheyiſchen Achtung der Gelehrten für ihre Lieblingswiſſenſchaft, den Kopf zurechte zu ſetzen: allein er fand, zu ſeinem Mißvergnügen, daß der gute Hieronymus bereits abgereiſet war; daher er ſowohl ſeinen Dank als ſeine Ermahnung bey ſich behalten mußte.

Dritter Abschnitt.

Inzwischen konnte Sebaldus die Gespräche, die er mit dem Magister und mit dem Hieronymus gehalten hatte, gar nicht vergessen. Er sollte die ganze Idee, die er sich von dem Zwecke des gelehrten Lebens, und von dem Zustande der Deutschen Schriftstellerey gemacht hatte, ändern. Er sollte glauben, daß der größre Theil der Schriftsteller von Profession, nicht so uneigennützig, als er selbst, blos um die Ausbreitung der Wahrheit, besorgt wären. Dieß war ihm unerträglich. Er redete also mit jedem von dieser Sache, der ihm vorkam. Besonders war er an einen seiner Nebenkorrektoren gerathen, der es als eine Versorgung ansah, wenn er bis zu dem Posten eines Uebersetzers fortschreiten könnte. Er war auch so glücklich gewesen, wir wissen nicht, ob von einer Paraphrase über's neue Testament in einigen Foliobänden, oder von einer Antideistischen Bibel in einigen Quartbänden, die einem Uebersetzungsunternehmer in Pausch und Bogen war verdungen worden, durch die vierte Hand ein halbes Alphabet zum Uebersetzen zu erhalten. Er hatte das Vergnügen, seine Handschrift gedruckt zu sehen, und fand sich um einen Zoll größer, als ein gemeiner Korrektor. Er konnte nicht umhin,

seinen Nebenkorrektor Sebaldus seine Grösse fühlen zu lassen. Er war nicht wenig erstaunt, daß dieser, anstatt das Geschäfft eines Uebersetzers, wie er, zu verehren, vielmehr davon mit der äußersten Verachtung sprach. Es entstand daher ein ziemlich lebhafter Wortwechsel zwischen ihnen, welcher endlich heftig ward, da sie, ich weiß nicht wie, auch auf die Apokalypsin geriethen, wovon der Korrektor die richtigen bengelisch-russianischen Begriffe hatte. Er erstaunte nicht wenig darüber, daß Sebaldus, anstatt die Apokalypse von der Christlichen Kirche erklären zu wollen, sie für eine Wiederholung der Geschichte Frankreichs ausgab; aber er gerieth in Wut, da er vernahm, daß Sebaldus aus der Einrichtung des himmlischen Jerusalems die Endlichkeit der Höllenstrafen behaupten wollte. Er kreuzte und segnete sich über solche Ketzerey, und lief sogleich zu verschiedenen Buchdruckern, die ihm und dem Sebaldus die meisten Bogen zu korrigiren gaben. Er klagte ihnen, nicht etwan des Sebaldus unrichtige Erklärungen der Apokalypse, welches vielleicht nicht viel Eindruk gemacht haben würde, sondern, daß Sebaldus gegen jedermann die Uebersetzungsmanufakturen, als einen der Gelehrsamkeit nachtheiligen Mißbrauch verdammte, und daß er bey dieser Gelegenheit von den Buchdruckern und Verlegern, die mit Uebersetzungen ein nützliches Gewerbe

weisen, nicht mit der gebührenden Ehrfurcht gesprochen habe. Sebaldus fand, als er wieder bey seinem gebietenden Herren erschien, die Mienen kalt, die Stirnen gerunzelt; darauf folgten Klagen über die schlechten Zeiten, welche machten, daß itzt weniger gedruckt würde, und daß man ihm daher weniger Korrekturen geben könnte. Er bekam in kurzem in der That gar keine mehr; und weil sein rachsüchtiger Kollege ihn, als einen Menschen, der die Endlichkeit der Höllenstrafen glaubte, an solchen Orten abgemalt hatte, wo dieser Vorwurf mehr Eindruck machte, als bey Buchdruckern, so merkte er gar bald, daß sich jedermann vor ihm scheuete. In wenigen Wochen ward er genöthigt, die Dachstube, wo er vor Kurzem so vergnügt gewesen war, mit einem Keller in der Vorstadt zu vertauschen, worinn ihn ein armer Mann aufnahm, den er, zur Zeit seines Wohlstandes, als Markthelfer bey einem Buchhändler angebracht hatte. Dieser Mann, und sein gewesener Nachbar, der Magister, waren nun seine einzigen Freunde, deren Gutthaten gerade hinreichend waren, ihm das Leben zu erhalten.

Eines Tages, den er ungegessen zugebracht hatte, war er gegen Abend zu seinem Freunde, dem Magister, gegangen, der selbe gern sein dürftiges Einkommen mit ihm theilte, und durch freundschaftliche und lehrreiche Gespräche seinem Geiste die Thätigkeit wie-

der gab, die das Elend zu vernichten pflegt. Er kam, zwar als es schon dunkel ward, doch bey Zeiten, nach seinem Keller zurück, weil der Thorgroschen ein Kapital war, das er zu sparen nöthig hatte. Er war schon in den finstern Gang hineingetreten, der zu seiner Schlafstäte führte, als er in einiger Entfernung sich etwas regen sah, und, bey näherer Untersuchung, einen Menschen in einem Winkel sitzend fand. Sebaldus hielt ihn für einen Dieb, und ob er sich gleich etwas entsetzte, so sagte er doch ganz kalt: „Freund, „wenn du etwas zu stehlen suchst, so bist du hier an „den unrechten Ort gekommen.„

„Ach! mein lieber Herr, „ antwortete eine unbekannte Stimme, „ich bin kein Räuber, verrathen Sie „einen Unglücklichen nicht.„

„Nein, Freund, sagte Sebaldus, ein Mensch der „selbst elend ist, ist nicht grausam.„

Hiemit gieng er in die schon geöffnete Kellerstube, schlug Licht an, (denn sein Wirth, der Markthelfer, war noch nicht zu Hause,) und erblickte einen jungen Menschen, wohlgestaltet, aber todtenblaß. Sebaldus bot ihm die Hand, führte ihn hinein, hieß ihn gutes Muthes seyn, und fragte, wie er hieher käme.

„Ich habe, sagte der Jüngling, studiert, aber ich habe mich, bey einer unglücklichen Dorfschwärmerey, „welche die Jugend Lustbarkeit heißt, in einer Stun-

„de

„de, wo ich meiner Sinne nicht mächtig war, zum „Soldaten anwerben lassen. Die Reue folgte auf „diesen Schritt nur allzubald. Ich wußte, daß mein „Vater Vermögen hat, meine Loskaufung zu bezahlen. Er ist Generalsuperintendent in ** —— „

„Wie? in **? und er heißt? ——"

„Stauzius. „

„Ich kenne Ihren Vater, sagte Sebaldus sehr „erstaunt, und Sie sollen hier einen sichern Aufenthalt haben, bis Sie Ihrem Vater Ihren Zustand „melden können. "

„Ich habe bereits an meinen Vater geschrieben, „und habe ihn um Beystand ersucht. Er antwortete „mir, daß er mit der Landkutsche, die morgen „Vormittag hier ankömmt, eintreffen werde. Ich „sollte aber schon, durch einen unwiederruflichen „Befehl, morgen früh mit einem Rekrutentrans„porte abgehen. Ich befürchtete, daß alsdann mei„nes Vaters Hülfe zu spät seyn möchte, ich war außer „mir, und da die Schildwache auf einen Augenblick „nicht aufmerksam war, entsprang ich im Dunkeln, „und dachte in diesem Winkel unentdeckt zu bleiben. „Was ich morgen thun sollte, wußte ich nicht, und „fast weiß ich es noch nicht, denn mein Vater ist ein „strenger und harter Mann, und ich fürchte mich bey-

„nahe so sehr, ihm unter die Augen zu treten, als „meinen Werbern. “ —

„Fürchten Sie sich nicht, er wird väterliche Gesin„nungen haben; ich bin auch Vater, und weiß nur „allzu gut, daß auch den, den fremdes Unglück nicht „rührt, das Unglück eines Sohnes rühren wird. „Ich will Ihren Vater aufsuchen, wenn es möglich „seyn wird ihn zu finden. “

„Er ist leicht zu finden, er wird im blauen Hechte „abtreten, wo Sie nur nach dem Passagier fragen „dürfen, der mit der Jenaischen Landkutsche angekom„men ist. “

Indem sie so redeten, kam der Hauswirth, der ehrliche Markthelfer, nach Hause. Ob er sich gleich vor den Soldaten sehr fürchtete, so ließ er sich doch, durch natürliches Mitleid und durch des Sebaldus Zureden, bewegen, den Fremden aufzunehmen, und stand ihm einen Antheil an dem gemeinschaftlichen Strohlager zu.

Des andern Morgens gieng Sebaldus bey Zeiten nach dem blauen Hechte, und ward sogleich in das Zimmer des Fremden, den er suchte, geführet. Die Kleidung des Sebaldus, und die Hagerkeit seines Gesichts zeigte, daß er ein Sohn des Elendes war, und Stanzius, den das Bewußtseyn seiner eigenen Wichtigkeit niemals verließ, konnte, als er ihn erblickte,

sich

sich nichts anders vorstellen, als daß er, vom Elende daniedergedruckt, eine reinere Orthodoxie angelobet, und sich zu anderweitiger Beförderung empfehlen wollte. Weil er aber noch nicht geneigt war, einem alten Gegner seiner Meinungen es so geschwinde zu vergeben, daß dessen Grundsätze vernünftiger gewesen, als die seinigen, so fuhr er ihn beym ersten Anblick an:

"Ist es nicht entsetzlich, daß einen die Bettler überlaufen, wenn man kaum aus dem Wagen gestiegen ist! Was will Er, Freund? Dencke er nur nicht, daß ich Ihm glauben werde, wenn Er mir etwas vom Verlassen seiner Irrthümer vorschwatzen will; das sind lauter leere Worte. Er ist viel zu lange bey seinen grundstürzenden Irrthümern verharret, als daß man von Ihm eine aufrichtige Besserung hoffen könnte. Wir wollen bey uns keine Wölfe in Schafskleidern haben; ich möchte einem Menschen, der einmal so verdammliche Grundsätze gehabt hat, nicht einmal einen Küsterdienst anvertrauen. Was will Er also von mir? ich kann Ihm nicht helfen." —

Sebaldus antwortete sehr gelassen: "Ich komme nicht deinetwegen; ich kenne Sie und mich zu genau, als daß ich von Ihnen Hülfe erwarten sollte." —

"Und doch," — sagte Stauzius, der den Sebaldus von oben bis unten ansah, und in diesem Augen-

blicke auf seine Leibesgestalt ein Projeckt bauete, "und "doch könnte ich Ihm vielleicht einige Hülfe angedei- "hen lassen. Er ist in elenden Umständen, das sehe "ich: im geistlichen Stande ist nichts für Ihn zu thun, "was will Er also anfangen? Höre Er an, Er ist bey- "nahe sechs Fuß hoch, werde Er Soldat; zwar ist "Er ist nicht mehr jung, aber die Grösse wird machen, "daß mans mit dem Alter nicht so genau nehmen "wird. Kann er ja die Strapazen nicht ausstehen, "so wird Er ins Lazaret gebracht, und da ist Er "versorgt. Lasse Er sich also anwerben, es werden "sich Leuthe finden, die Ihm ein gutes Handgeld "geben werden."

Sebaldus sagte lächelnd: "Es war eine Zeit, wo "es mir sehr übel genommen ward, daß ich Leuten "gerathen hatte, in den Krieg zu gehen.

"Ja, das war etwas anders; an heiliger Stäte "schickte sich dieß nicht. Aber itzt"...

"Soll ich an Ihres Sohnes Stelle vielleicht "Soldat werden?"...

"An meines Sohnes Stelle? was weiß Er von "meinem Sohne?"

"Ich weiß, daß Ihr Sohn sich hat anwerben lassen, "daß er gestern Abends aus der Wache entsprungen "ist, daß ich ihn bey mir aufgenomen habe, und "daß ich bloß zu Ihnen gekommen bin, um Ihnen

"zu

"zu melden, daß er bey mir in sicherer Verwahrung "bleiben soll, bis Sie sein Schicksal werden können "zu verbessern suchen. Ich verlange von Ihnen da- "für keinen Dank, daß ich gegen einen Menschen "Mitleiden empfunden habe, und es ihm bloß deßhalb "nicht habe versagen wollen, weil ich erfuhr, daß er "Ihr Sohn war. — Wollen sie noch, daß ich "mich für ihn anwerben lassen soll? Wenn dieß das "einzige Mittel wäre, Sie und Ihren Sohn glück- "lich zu machen, so wäre es in dem Elende, in dem "ich schmachte, doch nur ein geringes Opfer. —"

Stauzius war ganz erstaunt, und versetzte stammelnd, "daß Sebaldus — wirklich sehr gütig "wäre;" und nun folgte eine Unterredung, deren Schluß war, daß der junge Stauzius so lange beym Sebaldus bleiben sollte, bis der Vater seine Loslassung bewirkt hätte.

Nun gieng Sebaldus nach Hause, den Jüngling zu trösten. Aber er hatte kaum Zeit, das vorgegangne zu erzehlen, als ein Kommando Soldaten in die Stube stürzte, und beide auf die Haubtwache schlepp- te, wo sie den ehrlichen Marktheliger schon fanden.

Stauzius erfuhr diesen Vorfall sehr bald, und dachte auch ihn zu seinem Vortheile anzuwenden. Es war ihm ein rechter Ernst gewesen, den Sebaldus an seines Sohnes Stelle zu setzen, und er glaubte nun

desselben Loslassung um einen desto wohlfeilern Preis zu bewirken, da er zwey Personen an seine Stelle geben konnte. Er fand aber sehr bald, daß der Hauptmann gar nicht geneigt war, zwey Rekruten, die er schon in seiner Gewalt hatte, an die Stelle Eines, den er losgeben sollte, sich vorschlagen zulassen, und daß die Loßlassung des jungen Stauzius izt weit mehr Schwierigkeiten habe, als vorher.

In diesem Zustande blieben die Sachen einige Tage, in denen Sebaldus alles, was Elend und Kummer schreckliches haben kann, ausstehen mußte. Ohne Nahrung, ohne Lager, war er den ganzen Tag dem Lärmen und dem Spotte roher Soldaten ausgesetzt, und innerlich nagte ihn der Kummer, daß er seinen Wohlthäter, den Markthelfer, mit sich unglücklich gemacht hatte. Es war nicht abzusehen, in welches tiefe Elend dieser Vorfall beide stürzen konnte, und er kannte keinen Freund, der ihm helfen wollte, oder der es konnte, wenn er gleich gewollt hätte. Mit diesem traurigen Gedanken beschäfftigte er sich eines Tages, als der Unterofficier, der ehemals durch seine Predigt zehn Rekruten erhalten hatte, in die Wache trat, um sich nach einem Arrestanten zu erkundigen. Er erblickte unter andern den Sebaldus, lief auf ihn zu, drückete ihm treuherzig die Hand, und fragte, wie er hieher käme. Sebaldus erzählte es kürzlich. Der Unter-

musficirt schwur mit einem kräftigen Fluche, daß ein so rechtschaffner Mann nicht länger im Gefängnisse bleiben sollte, gieng stehendes Fußes zu seinem Major, der das Bataillon kommandirte, und in weniger als einer Stunde kam er zurück, befreyete sowohl den Sebaldus, als den Markthelfer, und führete den ersten sogleich mit sich zu seinem Major.

Der Major war ein Mann in seinem sieben und funfzigsten Jahre, der von seinem funfzehenten Jahre an Soldat gewesen war, und von unten auf gedienet hatte. Er war brav, wie sein Degen, aber seine moralischen Grundsätze würden, wenn man sie nach Millers Einleitung in die Mosheimische Sittenlehre hätte prüfen wollen, freylich sehr unzusammenhängend und widersprechend befunden worden seyn. Er glaubte die Unsterblichkeit der Seele nicht; und bekümmerte sich doch sehr wenig um die Fortdauer seines Lebens, sondern setzte es sehr oft, ohne die äusserste Nothwendigkeit, in Gefahr. Er war eben nicht sehr religiös, und war auch eben nicht ein Lobredner des geistlichen Standes; dennoch aber ehrte und beschützte er ihn vor allen anderen. Er gieng selten in die Kirche; aber seine Soldaten hielt er sehr strenge dazu an. Er schwur und fluchte sehr oft; aber kein Subalterner durfte fluchen, wenn er es hörte. Er war aus Temperament keusch; aber auf einen jungen Soldaten

ten, von dem er wußte, daß er sich niemals in ein Mägdchen verliebt hatte, ließ er beständig Acht geben, weil er sich nicht viel Gutes zu ihm versah. Sein Versprechen, wenn er es einmal gegeben hatte, war unwiederruflich; gleichwohl widersprach er seiner eignen Meinung schnell, so bald er merkte, daß er möchte geirret haben. Er beleidigte kein Kind; aber beleidigt, war er äußerst rachgierig, aus dem Grundsatze, ein braver Mann müsse nichts auf sich sitzen lassen.

Als Sebaldus vor ihm erschien, nahm er ihn bey der Hand, und dankte ihm für die zehn schönen Rekruten, die er durch seine geistreiche Predigt dem Bataillon verschafft hätte. Als ihm aber Sebaldus erzählte, welche traurige Folgen diese Predigt für ihn und seine Familie gehabt habe, gerieth er in ein tiefes Nachsinnen, worinn er den Sebaldus von Zeit zu Zeit anblickte; und als dieser fortfuhr zu erzehlen, daß der Superintendent Stauzius die eigentliche Ursache seines Unglücks, und daß eben dieser Stauzius der Vater des arretierten Rekruten sey, sprang er auf, und rief mit einem kräftigen Schwure aus: "Wohl mir, daß ich den alten Schur-"ken in meiner Gewalt habe! So lange ich in Feindes "Lande bin, habe ich noch keinen Menschen gevei-"nigt: aber Herr! den Bösewicht will ich peinigen.

"Der

"Der Sohn soll ewig Soldat bleiben, und den al-
"ten Bärenhäuter will ich krumm schließen lassen,
"bis er alles Unrecht ersetzt, das er einem so braven
"Mann, wie Er, Herr Magister, gethan hat." Hier
rief er den Unteroffizier herein: "Höre, sagte er, den
"Augenblick arretire den frömden Superintendenten
"im blauen Hechte; der Kerl ist ein Spion, er ist ...
Hier schloß ihm der Zorn den Mund. Der Unteroffizier, der einen Theil des Unrechts wußte, dessen Stanzius schuldig war, strich sich den Bart, und sagte lächelnd, daß er eben unten im Hause wäre, und daß er ihn seit dem nicht aus den Augen gelassen hätte. "Gut! so laß den Schurken gleich heraufkom-
"men," rief der Major.

Sebaldus bat, gehört zu werden, und ließ nicht ab, zu bitten, daß er den Superintendenten wenigstens nur itzt, in dieser Gemüthsverfassung, nicht sehen möchte. Der Major ließ sich bewegen, und rief zur Thür hinaus, der Gefangene sollte warten.

Sebaldus fieng nun an, dem Major weitläuftig vorzustellen, "daß ihm mit dem Unglücke der beiden Stanze gar nicht gedienet sey: daß seine Absicht gewesen sey, die Rettung des Sohnes zu bewirken; daß er dem Vater von Herzen vergebe; daß Religion und Moral ihm verböten, Rache zu hegen." —

"Zum Tausend Element, Herr! rief der Major;

"lasse

"lasse Er sich von der Religion verbieten, was Er will, "mir soll sie nimmer verbieten, daß ich einen Schurken "bestrafe, und einem ehrlichen Manne Recht verschaffe, "wenn ich zu beiden die Gewalt in Händen habe." —

"Sie wollen gerecht gegen meinen Feind seyn, "Herr Major, seyn sie es auch gegen mich. Was "sollen tugendhafte Leute von mir denken, wenn ich eine "so grausame Rache an meinem Feinde nehme? ——"

"Was sie denken werden? Herr! daß Er Recht "hat. Der alte Bösewicht hat Ihn nicht allein von "Haus und Hof gebracht, er ist auch am Tode Seiner "Frau Schuld, er hat Seine Kinder unglücklich ge"macht. Herr! ich habe nie Frau oder Kinder gehabt, "aber straf mich Gott! hätt' ich sie, so würde ich sie "lieben, wie meine Seele, und wer mich darum brä"te, den haßte ich bis in den Tod, und wollte ihm den "Degen durch die Rippen jagen, sobald ich ihn vor "mir hätte. ——"

"Aber wollten ihm doch nicht durch einen andern "hinterrücks einen Dolch in die Seite stoßen lassen? ——

"Hinterrücks? — Warum nicht gar! Das Weiße "im Auge sehe ich selbst meinem Feinde, und laß ihn "dann sich vertheidigen, wenn er kann."

"Mein Feind, Herr Major, kann sich nicht ver"theidigen. Ist es Ihnen anständig, einem vertheh"digungslosen Manne den Dolch ins Herz zu stoßen?

"Wür-

"Wäre es mir anständig seyn? Mein Stand verbie-
"tet mir, Unrecht mit dem Schwerdte zu rächen;
"meine Religion gebietet mir, es zu vergeben, und
"Böses mit Gutem zu vergelten. Ich wäre nicht werth,
"Frieden und Versöhnung gepredigt zu haben, wenn
"ich durch Sie an meinem Feinde, der ohne Vertheis-
"digung in Ihrer Gewalt ist, mich rächen, wenn
"ich diese schreckliche Rache bis auf einen unschuldi-
"gen Jüngling erstrecken wollte, der mich nie beleidigt
"hat, noch mehr, der mein Gastfreund ist, der in
"meiner elenden Schlafstelle Schutz und Zuflucht ge-
"sucht hat. — Nein, Herr Major, erniedrigen Sie
"mich nicht so sehr. Lassen Sie den jungen Menschen
"frey. Lassen Sie mich an dem Vater eine viel edlere
"Rache nehmen, die Rache, zu empfinden, daß der, den
"er beleidigt hat, sein wahrer Freund ist. Seine Be-
"strafung überlassen Sie seinem eigenen Gewissen, das
"in niemand schläft, der eine böse That gethan hat."

"Blitz und Hagel! daß ein Pfaff nobler denken soll,
"als ein Soldat! — Herr, Er hat Recht! — "(Hier
wischte er ein Paar Thränen ab, die ihm über seine
grauen Augenwimpern tröpfelten) "Der junge
"Kerl soll los. Aber kein Kapitän würde ihn umsonst
"losgeben: das will ich auch nicht. Ich will ihn dem
"Hauptmanne bezahlen; aber Ihm, Herr Magister,
"soll der Vater das Lösegeld geben. Ich schenke Ihm

"den

" den Rekruten zwar, aber ich will das Lösegeld be
" stimmen. "

Sebaldus mochte einwenden, was er wollte, der Major schritt nach der Thüre zu, und rief den Superintendenten hinein.

Stauzius, der mit Schrecken die Wendung gesehen hatte, die diese Sache nahm, war vor Angst halb außer sich, und trat in der Stellung eines armen Sünders hinein. Der Major sah ihn von oben bis unten an, und sagte: " Sein Sohn, Herr! ist ein
" Deserteur, und muß hangen, oder 36 mal Spieß-
" ruthen laufen. Einem so schlechten Kerl, wie Er ist,
" Herr Superintendent, oder was Er sonst seyn mag,
" zu Gefallen, würde ich ihn zwahr nimmermehr losge-
" ben: aber Hier steht ein ehrlicher Mann, auf dessen
" Fürbitte soll ihm nicht allein die Strafe erlassen
" seyn, sondern Er soll Seinen Sohn auch loshaben,
" wenn er tausend Thaler für ihn zahlt. —

Stauzius, halb erfreut, halb bestürzt, stellte stammelnd vor, " daß eine so starke Summe nicht möglich
" wäre. " "

" Herr! räisonniere Er nicht. Der Kerl hat 11 Zoll:
" Er soll 1000 Thaler geben, und zwar keine Bern-
" burger, oder sein Sohn soll Gassen laufen, und
" Ihn will ich hinstecken lassen, wo Ihn Sonne und
" Mond nicht bescheint, weil Er ein Schurke ist, und

" dieser

» dieſer Herr Magiſter hier ein ehrlicher Mann iſt,
» den Er ums Amt gebracht hat. Und raiſonnire Er
» kein Wort weiter.«

Stanzius wußte ſich vor Schrecken nicht zu faſſen. Seine Frau hatte ihm eingebunden, ihr nicht eher vor die Augen zu kommen, bis er ihren einzigen Sohn mitbrächte, und der Präſident, der für den jungen Menſchen beſtändig eine beynahe väterliche Zärtlichkeit hegte, hatte ihm zu deſſen Befreyung eine anſehnliche Summe in Golde mitgegeben, wodurch ſeinem eigenen Geize die Ranzion ſehr erleichtert ward. Er bequemte ſich alſo, und zahlte in 77. Stück alten Louisdoren, das Stück zu 13. Rthlr. gerechnet, das ganze Löſegeld auf den Tiſch.

Der Major nahm es an, und überreichte es dem Sebaldus, der während der ganzen Unterhandlung, ob er gleich einigemal zu reden verſucht hatte, von dem Major nie war zum Worte gelaſſen worden. » Dieß ſoll, ſagte er, eine kleine Erſetzung des Scha-
» dens ſeyn, den der Kerl Ihm zugefügt hat.«

» Herr Maior, ſagte Sebaldus, Sie haben mir
» den jungen Menſchen geſchenkt. Schenken Sie mir
» ihn ganz, nehmlich mit der Freyheit ihn wieder zu
» verſchenken. Er hat Schutz in meiner Wohnſtäte
» geſucht: dieſen Schutz kann ich ihm nicht verkaufen,
» ohne geradezu wieder meine Denkungsart zu han-

"deln. Was mir dieser Herr kann zuwieder gethan "haben, habe ich ihm längst vergeben. Er hat gesucht, "für die Reinigkeit der Lehre zu wachen, ich muß noch "weit mehr bemüht seyn, für die Reinigkeit meiner "Handlungen zu sorgen. Hier, Herr Generalsuper- "intendent, nehmen Sie das Geld zurück."

Stauzius stand da, wie ein Knabe, dem ein Gast einen Leckerbissen in den Mund stecken will: der Mund läuft voll Wasser, aber er trauet sich nicht, ihn aufzuthun, aus Furcht vor dem Präceptor, der es verboten hat. Er sah den Major mit furchtsamen Augen an, der ihn mit einem grimmigen Blicke abschreckte.

Sebaldus hörte indessen nicht auf, bey dem Major ernstlich anzuhalten, der endlich dem Sebaldus auf die Achsel schlug, und sagte: "Nun! thue Er was "Er will. Ich möchte gern böse seyn, wenn ich nur "könnte."

Sebaldus gab dem Stauzius das Geld, der es begierig in die Tasche schob, und den Sebaldus mit einem Eifer umarmte, der genugsam zeigte, daß ihm sein Geld nicht weniger lieb war, als sein Sohn. Er nannte ihn seinen Erretter; er bat ihn sehr demüthig um Verzeihung; er versicherte, daß er auf ewig dankbar seyn werde, daß er erkenne, wie großmüthig er gehandelt, da er ihm, ohne Rache, die er gänzlich in seiner Gewalt gehabt hätte, vergeben, und nicht einmal

mal die Ranzion seines Sohnes annehmen wollen. . . .

" Genug hievon! fiel ihm Sebaldus in die Rede: " Gott vergiebt ohne Sühnopfer und Lösegeld, . . . " und wer Gott fürchtet, wird ihm nachzuahmen su- " chen. Wenn Sie erkennen, daß sie mir Unrecht " gethan haben, so bin ich gänzlich befriedigt."

Stauzius versicherte aufs heiligste, er erkenne dieß; aber es sey nicht genug, er wolle seinen Schaden aufs thätigste zu ersetzen suchen; er verspreche ihm, wenn er wieder nach Hause zurückkommen wolle, daß er die erste gute Versorgung, die in seiner Macht stünde, haben solle.

Sebaldus dankte für seinen guten Willen, aber verbat ihn.

Der Major sagte, es sey unnöthig; denn er wolle dem Sebaldus die erste vakante Feldpredigerstelle, und, wo möglich, bey seinem eignen Bataillon verschaffen; bis dahin nehme er die Sorge für dessen Unterhalt auf sich.

Unter diesen Gesprächen trat der junge Stauz in das Zimmer, welchen der Major für frey erklärte, und ihn seinem Vater übergab, der nicht eher nachließ, als bis ihm Sebaldus in den blauen Zecht, zum Mittagsmahle, nachfolgte.

Vierter Abschnitt

Hier genoß Sebaldus das süße Vergnügen, von seinem Feinde verdienten Dank einzuärnten. Vater und Sohn überhäuften ihn mit Liebkosungen. Der Vater wiederholte mit Eifer den Vorschlag zu einer guten Versorgung, und betheuerte, daß er alles Ansehen, das er in dem Fürstenthum hätte, dazu anwenden wollte. Der Sohn unterstützte diesen Vorschlag, so daß Sebaldus endlich anfieng zu wanken, und sich eine ruhige Beförderung in seinem Vatterlande als eine wünschenswürdige Sache vorzustellen.

Er befragte den Major über diesen Vorschlag, und wunderte sich nicht wenig, daß dieser gar nicht dazu stimmen wollte. Da er die Ehrlichkeit aller Menschen nach seiner eigenen beurtheilte, so konnte er sich gar nicht darein finden, daß der Major so viel Argwohn gegen die Aufrichtigkeit des Stauzius merken ließ. Er hielt dieß für ein allzuweit getriebenes Mistrauen, und befestigte sich immer mehr in seinem Vorhaben, durch eine Landpredigerstelle in seiner Vaterstadt Ruhe zu suchen.

Als der Major sahe, daß sein Entschluß, der Einladung des Stauzius zu folgen, fest gefasset war, so wollte er ihm nicht ferner hinderlich seyn. Er ließ den

alten

allen Stauzius zu sich kommen, und band ihm aufs allerernstlichste ein, sein Versprechen zu halten. Er benachrichtigte ihn, daß er dem Sebaldus an den Obersten, der die Truppen kommandirte, die die fürstl. Residenz besetzt hielten, einen Brief mitgegeben hätte; worinn er diesen Officier, der sein vertrauter Freund sey, bäte, den Sebaldus zu beschützen, und jeden, der sich unterstehen würde, ihn zu verfolgen, auf das empfindlichste zu bestrafen. Stauzius versprach mehr, als er vorher versprochen hatte, und versicherte, noch mehr zu leisten.

Als Sebaldus von dem Major Abschied nahm, gab er ihm, außer dem obengedachten Schreiben an den Obersten, noch ein Empfehlungsschreiben an einen seiner vertrauten Freunde in Berlin mit. Er versicherte ihn, daß, wenn er nach Berlin reisete, dieser Freund ihn, auf Vorzeigung dieses Briefes, aufs freundschaftlichste aufnehmen werde, und daß er bey demselben beständig Nachricht, wo er, der Major, sich aufhielte, würde erhalten können. Er gebot ihm, von diesem Briefe Gebrauch zu machen, wenn, wie er noch immer befürchtete, Stauzius sein Versprechen nicht halten sollte. Er betheuerte mit den heftigsten Schwüren, daß Sebaldus seines Beystandes niemals entbehren sollte, sobald er nur Nachricht erhielte, daß er desselben benöthigt sey.

Was den Major gegen den guten Generalsuperintendenten so gar sehr mißtrauisch gemacht habe, ist schwer zu sagen. Vermuthlich war es dessen Physiognomie. Ob aber insbesondere ein weit gegen das Ende der Nase vor sich gehendes Nasläppchen*), oder eine eingekerbte Oberlefze, oder grämliche Zähne, oder ein hörbarer Athem, oder nur überhaupt sein superintendentenmäßiges Ansehen**) daran Schuld gewesen, würde Herr Kaspar Lavater am sichersten berichten können, wenn er den Generalsuperintendenten Stanzius gesehen hätte.

Der Erfolg schien indessen, wenigstens anfänglich, das Mißtrauen des Majors gar nicht zu rechtfertigen. Stanzius nahm den Sebaldus mit sich in die fürstliche Residenzstadt zurück. Er hätte ihn in sein Haus aufgenommen, aber Sebaldus wollte nirgend, als bey seinem Freunde Hieronymus, abtreten. Inzwischen erwies ihm Stanzius alle möglichen Höflichkeiten, und er ward von denselben sowohl, als von dem Präsidenten nicht selten zu Gaste geladen; sonderlich nachdem der fremde Oberste, dem er sein Empfeh-

*) Man s. Lavaters Physiognomik 4ten Theil. S. 117. u. folg.

**) S. Ebendas. S. 36.

pfehlungsschreiben überreicht hatte, sich öffentlich für seinen Beschützer erklärt, und ihn dem Präsidenten ausdrücklich zu einer baldigen Wiederbeförderung empfolen hatte. Er ward auch wirklich in den nächsten drey Monathen, zu den zweyen im Lande vakant gewordenen Pfarren vorgeschlagen. Nur war, unglücklicher Weise, auf die eine schon vorher einem andern die Anwartschaft gegeben worden, und die andere hielt der Präsident zu wenig einträglich, obgleich Sebaldus meinte, sie sey einträglicher, als seine verlassene Pfarre. Der Generalsuperintendent widerlegte ihm dieß, und gab ihm zu verstehen, daß man einem Manne, wie Er, eine Specialsuperintendentur zu geben gedächte. Nun waren zwar alle Specialsuperintendenten des Fürstenthums in der Blüthe ihrer Jahre, befanden sich wohl an Fleisch und Knochen, aßen und tranken gut, und studirten sehr wenig, so daß man freylich keine Vakanz in Kurzem gewiß voraussprophezeyen konnte. Da aber doch ein Schlagfluß den Gesündesten befallen kann, und ein hitziges Fieber auch keinen Specialsuperintendenten verschont: so war es nicht offenbar unmöglich, daß Sebaldus, der freylich nahe an sechzig Jahre alt war, und vom Mangel, und Kummer etwas gebeugt schien, bey dem aber übrigens alle actus naturales sehr gut von statten giengen, eine solche Stelle nicht noch vor seinem Ende hätte erhalten können.

Sebaldus ließ sich indessen, bis zur Erfüllung dieser Hoffnung, die Zeit gar nicht lang werden. Er war bey seinem Freunde Hieronymus aufs freundschaftlichste aufgenommen. Weil er in desselben Landen immer bekannter ward, so fieng er an, sich der Geschäffte desselben, wenn er verreiste, anzunehmen. Wenn hingegen sein Freund zugegen war, hatte er völlige Muße, an seinem Kommentar über die Apokalypse zu arbeiten, welches ihm so angenehm war, daß er die Hoffnung zu einer Pfarre vielleicht ganz vergegessen haben würde, wenn sie Stauzius nicht, so oft er ihn zu Gaste bat, erneuert hätte.

Inzwischen war in den ersten Monathen des folgenden Jahres der allgemeine Friede geschlossen worden. Der fremde Oberste rückte demselben zu Folge mit seinen Truppen aus. Diese Veränderung brachte eine große Veränderung in den Herzen und auf den Gesichtern vieler Leute in dem kleinen Fürstenthume hervor. Insbesondere schienen der Präsident und der Generalsuperintendent den ehrlichen Sebaldus nicht mehr so genau zu kennen, als vorher. Sie ließen ihn nicht mehr zu sich bitten. Wenn er sich bey dem erstern anmeldete, so sagte der Bediente schon an der Thür, daß Se. Excellenz Mittagsruhe hielten, oder, daß Sie eben Geschäfte hätten, oder daß Sie heute niemand sprächen. Wenn er den letztern zu sprechen ver-

verlangte, so kamen, nachdem er eine halbe Stunde in dem Visitenzimmer gewartet hatte, Se. hochwürdige Magnificenz zwar, im Schlafrocke, mit oder ohne Peruke zum Vorschein, und vergaßen auch niemals beym Weggehen ihn Ihrer Gewogenheit zu versichern; aber, obgleich verschiedene Vakanzen vorfielen, so gedachte doch niemand mehr daran, den Sebaldus vorzuschlagen.

Endlich ward nach ein Paar Monathen eine Predigerstelle in einem benachbarten kleinen Städtchen offen, die Sebaldus unter andern deßhalb gern gehabt hätte, weil Hieronymus den dasigen Viehmarkt zu besuchen pflegte, und er sich ein großes Vergnügen dabey vorstellte, seinen einzigen Freund jährlich zweymal zu sehen, und in seinem Hause aufzunehmen. Er wagte es also, dem Generalsuperintendenten abermals aufzuwarten, und zum erstenmale sich selbst um diese Stelle zu melden.

Strauzius warf die Sache nicht ganz weg; aber nach einigem Ha und Hem, fieng er an dem Sebaldus vorzustellen: „Er werde selbst einsehen, wie „nöthig es wäre, wenn von seiner wirklichen Beförderung die Rede seyn sollte, daß er das gegebene Aergerniß höbe, vor dem Consistorium seine irrigen Meinungen, besonders von der Ewigkeit der Höllenstrafen, widerriefe, auch wegen der höch wichtigsten Lehre

"von der Genugthuung, dem Sinne der reinen symbolischen Bücher gemäß, sich erkläre; indem er sich "mit Betrübniß erinnere, in Leipzig darüber von "ihm eine höchst bedenkliche Aeußerung gehört zu "haben."

Sebaldus stand ganz erstaunt da, und sagte kurz: "daß er sich über diese Zumuthung wundere, daß er "aber, um keines zeitlichen Vortheils willen, die "Wahrheit, die er erkenne, verläugnen würde."

Stauzius verwieß ihm, in nicht ganz völlig sanftem Tone, seine Hartnäkigkeit, gebot ihm von seiner ketzerischen Lehre abzustehen, und erinnerte ihn zuletzt, indem er, durch einen Griff an seine violette Mütze, das Zeichen zum Abschiede gab, mit einem trocknen Amtsgesichte: "daß itzt die Zeit nicht mehr "wäre, da man, durch feindliche Gewalt, in den Weinberg des Herrn einzudringen suchen könne; es sey "itzt, Gottlob! Friede."

Als Sebaldus seinem Freunde Hieronymus diesen Vorgang erzählte, fand dieser bestätigt, was er schon längst befürchtet hatte, nehmlich daß für den Sebaldus in dem Fürstenthume weiter keine Beförderung zu hoffen sey. Nach einigen Tagen erfuhr man, der Präsident habe einen Fiskal veranlasset, den Sebaldus fiskalisch anzuklagen, daß er im Kriege für fremde Truppen Rekruten geworben, zehn wirklich

sich aus dem Lande geschafft, und den Sohn des Generalsuperintendenten für Geld habe losslassen wollen. Sebaldus lachte über eine so ungereimte Anklage, und brannte vor Begirde sich vor Gerichte zu stellen, um durch bloße Erzählung der Wahrheit seine Feinde zu beschämen.

Hieronymus aber, der etwas mehr Erfahrung von Weltbändeln hatte, versicherte ihm: "daß derjenige, der wissentlich eine falsche Anklage thue, "nicht durch die Wahrheit beschämet werde; daß man "einen mächtigen Mann alsdann am meisten fürchten müße, wann er offenbar ungerecht anklage, und "daß bey einem fiskalischen Prozesse nie etwas zu gewinnen, sehr oft aber viel zu verlieren sey."

Nachdem beide den wahren Zustand der Sachen reiflicher überlegt hatten, so kamen sie überein, daß den mächtigen Feinden des Sebaldus seine Gegenwart im Lande zuwieder wäre, und daß es für ihn sicherer seyn möchte, itzt abzuziehen, als sich mit Gewalt wegtreiben zu lassen.

Das Empfehlungsschreiben des Majors nach Berlin ward also hervorgesucht. Hieronymus schrieb auch eins an einen seiner dortigen Handlungsgenossen, das, wenn sich nichts bessers fände, den Sebaldus wenigstens wieder zu der Würde eines Korrektors erheben sollte. Zugleich stellte er demselben eine

Summe

Summe Geldes zu, welche er aus den bey ihm zurückgelassenen Mobillien gelöset zu haben versicherte, die aber des Sebaldus Erwartung so sehr übertraf, daß er vermuthete, und es sich merken ließ, sein Freund habe auch hier als Freund gehandelt.

Die Post nach Berlin war bestellt. Sebaldus, weil er noch nicht wußte, wie lange sein Aufenthalt in Berlin dauern könnte, nahm nur in einem kleinen Koffer das Allernothwendigste mit sich. Das Uebrige, worunter auch sein Kommentar über die Apokalypse war, der schon zu ein Paar hundert Heften angewachsen seyn mochte, ließ er bey seinem Freunde Hieronymus stehen.

Nun setzte er sich, nach zärtlichem Abschiede von seinem Freunde, auf den Postwagen, und trat seine Reise an.

In der zweyten Nacht ward der Postwagen, unweit der Brandenburgischen Gränze, in einem Walde unvermuthet von Räubern überfallen; sie schlugen den Postillion auf der Stelle todt, und Sebaldus, der der einzige Passagier war, empfieng einen Schlag auf den Kopf, davon er betäubt zur Erde fiel. Als er wieder zu sich kam, war die Sonne aufgegangen, der Postillion lag todt ausgestreckt, der Postwagen war beraubt, und sein eigener Koffer war gänzlich ausgeleeret. Als er sich selbst besah, fand er, daß die

Räu-

Räuber ihm seine Kleider, deren schlechtes Ansehen sie vermuthlich nicht in Versuchung führen konnte, gelassen hatten. Er fand auch noch etwas kleines Geld in einer Tasche. Seine beiden Rekommendationsbriefe aber waren weg, welches ihn Anfangs bestürzt machte; doch, indem er sich erinnerte, daß er so klug gewesen, seinen Kommentar über die Apokalypse zurückzulassen, welcher sonst auch der größten Gefahr verloren zu gehen, würde ausgesetzt gewesen seyn: so war er in etwas getröstet. Er suchte aus dem Walde herauszukommen, und folgte der ersten Landstraße, die er fand, ohne zuwissen, wohin sie ihn führte.

Ende des zweyten Buchs.

Drittes Buch.

Erster Abschnitt.

So bald Mariane, nebst ihrem französischen Namen, auf dem Wohnsitze des Herrn von Hohenauf angelangt war, war die gute Französische Aussprache die erste Sache, wornach gefragt ward. Die gnädige Frau, die sehr füglich darüber urtheilen konnte, weil sie selbst mit einem angenehm gemischten halb Thüringischen, halb Wetterauischen Accente Französisch sprach, erklärte, nach einer viertelstündigen Unterredung, daß Marianens Aussprache ohne Tadel sey, und fragte ihren neben ihr sitzenden Gemahl, "ob sich nicht gleich die Aussprache einer gebornen Französinn von der Aussprache einer Deutschen, "durch ein gewisses je ne sai quoi, unterscheide?" welches dieser, den seine Gemahlinn, schon seit den ersten Tagen ihrer Vermählung, gewöhnt hatte, alles, was sie mit einem gewissen Tone fragte, zu bejahen, mit einem deutlichen: "Allerdings!" bekräftigte.

Nun schritt die gnädige Frau zur Instruktion der künftigen Hofmeisterinn ihrer Kinder. Der Hauptpunkt

punkt war, daß sie beständig Französisch, und niemals Deutsch mit ihnen sprechen, und daß sie die Kinder anweisen sollte, sich als Personen von Stande zu betragen, und jederzeit artige Manieren zu haben. Hierauf ward gefragt, ob sie Gelegenheit gehabt habe, öfters Personen von Stande zu sehen, und ihr Betragen zu beobachten. Mariane, ob sie gleich hier eine Französinn vorstellte, hatte doch das zuversichtliche Bejahen noch nicht gelernt, welches schon oft, sowohl mancher Französischen Hofmeisterinn und Kammerjungfer, als manchem Französischen Kammerdiener und Projectmacher, aus der Noth geholfen hat; sie bekannte daher mit Erröthen, daß sie selten in dem Falle gewesen wäre.

"Desto schlimmer, sagte der Hr. von Hohenauf; "denn bey der Erziehung vornehmer Kinder ist das "Nothwendigste, ihnen standesmäßige Manie"ren beyzubringen. Zum Glück kann Sie Ihrem "Mangel abhelfen, Mamsel, wenn Sie fleißig auf "meine Gemahlinn Acht hat, denn die ist ein voll"kommenes Muster standesmäßiger Aufführung."

Die Frau von Hohenauf neigte ihr mit starken Knochen versehenes Vorderhaupt nachläßig auf die rechte Schulter, lächelte über ein Paar vorwerts geworfene Lippen, blinzelte mit ihren grauen roth unterlaufenen Augen, und sagte:

Sie

» Sie ſind ſehr gütig, Hr. von Hohenauf, aber
» wahr iſts, daß ich eine gewiſſe Decence in meinem
» Betragen zu beobachten ſuche, die Perſonen von
» Stande eigen iſt. Hiernach, Mamſell, muß Sie meine
» Fräulein auch bilden, daß ſie ſich niemals vergeſſen,
» ſondern beſtändig vor Augen haben, wer ſie ſind.
» Dieß, Mamſell, muß Sie auch niemals aus den Au-
» gen laſſen, ſondern bedenken, daß Sie, in meinen
» Fräulein, Perſonen von Stande vor ſich hat. Sie
» muß ihnen beſtändig mit Nachſicht begegnen, ihnen
» niemals befehlen, noch weniger gegen ſie ſtrenge oder
» unfreundlich ſeyn, wenn ſie auch ein wenig Lebhaftig-
» keit zeigen; denn Jugend hat keine Tugend. Es iſt
» genug, wenn ſie nur die Decence und ihre Geburt
» nie vergeſſen. Nächſtdem kann Sie ihnen oft gute
» Franzöſiſche Bücher geben, daß ſich der Geiſt aufs
» klärt. Wir laſſen deßhalb monatlich den Mercure
» de France kommen, darinn ſtehen die neueſten
» Enigmes und Logogryphes, wie ſie am Hofe zu
» Verſailles eben gänge und gäbe ſind, auch ſchöne
» Poeſies fugitives: darüber müſſen die Fräulein
» urtheilen lernen, damit ſie, wenn künftig ihr Amant
» ihnen ein Madrigal à Silvie mit einem galanten
» Envoy zuſenden wird, die Fineſſe davon einſehen,
» und mit Eſprit antworten können. Auch ſind in dem
» Mercure Nachrichten von den neueſten Opera co-

" niques, und von den neueſten Almanacs, Modes " und Chanſons: dadurch lernen ſie, was itzt in Paris " du bon ton iſt, zu loben. Hauptſächlich aber muß " Sie gute Romane mit ihnen leſen, als: Hippolie, " Comte de Douglas, die Memoires d'une Dame " de Qualité, qui ne s'eſt point retirée du Monde, " die Lettres d'une Religieuſe portugaiſe, u. ſ. w. " damit die Fräulein bey Zeiten lernen, wie eine Affai- " re de Cœur geführet wird, und damit ſie die grace, " plus belle que la Beauté lernen, durch die unſer " Geſchlecht über das männliche einen ſo ſichern Sieg " zu erhalten weißt. "

Hier minaudirte ſie aus dem rechten Augenwinkel, in Ermangelung einer andern Mannsperſon auf ihren Gemahl, der dadurch beherzt gemacht, ſein Wort auch dazu geben wollte, und ſagte: " Imgleichen " Gellerts Fabeln könnten auch wohl mit den Kin- " dern geleſen werden. "

" Ja ", verſetzte die gnädige Frau, mit trübem Blicke und etwas gerümpfter Naſe: " Gellerts Fabeln gehen " allenfalls an, aber andere Deutſche Bücher muß Sie " ſie nicht leſen laſſen; denn das Deutſche Zeug nützt " den Fräulein nichts, wenn ſie nach Hofe kommen. " Picard, mein Homme de Chambre, ſagt immer, " es iſt kein brin von bon ton darinn: und das iſt auch " wirklich wahr. Es klingt alles ſo Deutſch. Wahrhaf-

* tig! ich bekomme Vapeurs, wenn ich nur die Gothi-
* schen Buchstaben von Ferne sehe.

Marianen war alles unerhört, was ihr gesagt ward. Sie dünkte sich in einer ganz neuen Welt zu seyn. Sie verstand von dieser Rede, die noch dazu von einer etwas stämmigen Deutschen Dame, in dem lispelnden Tone einer Petite-Maitresse, dahingelallt ward, nicht den dritten Theil; versprach aber doch mehrere Gelehrigkeit, als sie sich vor der Hand noch selbst zutraute. Eben so hörte sie, ohne ein Wort dawieder einzuwenden, die Anordnung ihres häuslichen Lebens an, welche ihr bekannt gemacht ward. Man sagte ihr nehmlich, daß sie in Nebenstunden für die gnädige Frau und die beyden Fräulein Putz machen, und der Kammerjungfer helfen müsse Kleider garniren. Man gab ihr zu verstehen, daß man erwarte, sie werde, wenn grosse Gesellschaft da wäre, den Tisch anordnen helfen, und wenn die Jungemagd viel zu thun hätte, auch darnach sehen, daß die Schränke gebohnt, und der Staub von den porzellanenen Aufsätzen abgewischt werde. Zuletzt erfuhr sie, daß sie zwar, wenn die Herrschaft allein wäre, der Fräulein wegen, die Gnade haben sollte an die hochadeliche Tafel gezogen zu werden; wenn aber Gesellschaft da wäre, so würde sie sich selbst bescheiden, mit den übrigen Domestiken höhern Rangs zu essen.

Dies

Dieß waren sämtlich Personen, die mühliche Leute besassen, seine Sitten hatten, und die Welt kannten. Sie bestanden in dem Französischen Friseur der gnädigen Frau; in dem Gerichtsaktuar, der zu gleicher Zeit das Amt eines Tafeldeckers wahrnahm; in der Kammerjungfer der gnädigen Frau, die in den Kohlgärten vor Leipzig in der Schule der artigen Lebensart gewesen war; in der Ausgeberin, die bey einem Hauptmanne, dem sie drey Feldzüge durch als Köchin gefolgt war, die Oekonomie gelernet hatte; in einem ausgedienten Fahnenschmide, der im Hause ehrenhalber der Stallmeister des gnädigen Herrn titulirt ward; und in einem armen, vaterlosen und mutterlosen Verwandten, welcher von einem Regimente, unter das man ihn als Fahnjunker gebracht, blos deßwegen war weggejagt worden, weil er in der Schlacht bey Roßbach zuerst sich umgekehret hatte. Freylich war diesem löblichen Beyspiele hernach das ganze Regiment gefolgt, doch ohne seine Schuld, indem er in der That schon über funfzig Schritte fortgelaufen war, als es geschahe.

Dieser Herr Vetter ward auch, wie Mariane, wenn keine Gesellschaft vorhanden war, zur Tafel gezogen. Dagegen ließ er sich gefallen, allerhand kleine Dienste zu leisten, z. B. den Stul wegzurücken, wenn seine gnädige Tante aufstand; den Schnup-

zieher zu holen, wenn sein gnädiger Oheim trinken, oder die Pfeife zu stopfen, wenn er nach Tische rauchen wollte; laut zu lachen, wenn er einen Schwank erzählte, und den Augenblick stille zu schweigen, so bald sie durch eine gerunzelte Stirne zu erkennen gab, daß sie keinen Gefallen daran hätte. Er mußte auf jede Frage sogleich eine Antwort bereit haben, und wenn die Antwort mißfiel, sich nicht verdrießen lassen, daß ihm still zu schweigen geboten, oder er vom Tische aufzustehen befehliget ward, und mußte nicht sauer aussehen, wenn er wieder erschien. Kurz, er hatte den Posten manches Kammerjunkers an manchen fürstlichen Höfen, einen Posten, der, seines äußerlichen Glanzes wegen, von denen, die ihn nicht haben können, so oft gewünscht, und von denen, die ihn bekleiden, so oft vermaledeyet wird. Einen Posten, für den, ob ihn gleich so viele Deutschen besitzen, dennoch in der an Konversationsausdrücken armen Deutschen Sprache noch keine besondere Benennung zu finden ist, und für den die in der Konversationssprache so reichen und scharfsinnigen Franzosen und Engländer noch keine bessere Benennung haben finden können, als daß sie die Inhaber eines solchen Postens Schlangenverschlucker und Krötenesser *) nennen.

Zwey-

*) Avaleurs de Couleuvres, — Toad-eaters.

Zweyter Abschnitt.

Es ist leicht zu erachten, daß, da der Herr Vetter, der doch von guter Familie war, sich gegen das hochadeliche Paar so gefällig bezeigte, man von Marianen eben so viel, wo nicht mehr, Gefälligkeit werde verlangt haben, und wie hart dieß anfänglich einer Person vorgekommen seyn müsse, die in der glücklichen Unabhängigkeit erzogen worden war, daß sie, seit ihrer ersten Kindheit, von nichts, als von ihrer eigenen Vernunft, und von der Vernunft und der Liebe zärtlicher Aeltern hatte abhängig seyn dürfen. Das unschätzbare Glück der Unabhängigkeit ist durch keine andern Vortheile zu ersetzen. Man mag von dem mächtigsten, von dem reichsten Manne, ja, selbst von seinem eigenen Freunde abhängen, so fühlt man doch die Fesseln, sie mögen noch so weit losgelassen, und noch so schön geschmückt seyn. Wem das Schicksal die Unabhängigkeit versagt, der mache sich gefaßt, einigen Rechten eines freygebornen Menschen zu entsagen: Er lerne vergessen, was er am eifrigsten wünscht, nach dem trachten, was ihm verächtlich ist, Fröhlichkeit seines Herzens verbeissen, und bey nagendem Kummer ein heiteres Gesicht annehmen. Ist seine Seele zu stark, und sein Herz zu empfindlich, als daß er,

so oft es verlangt wird, fremden Irrthum eigener Ueberzeugung vorziehen könne: so kämpfe er den bittern Kampf, und lerne über seinen eignen Verstand siegen.

Diesen Kampf hatte Mariane mit allem, was er herbes und für den menschlichen Geist erniedrigendes hat, auszustehen. Sie sahe freylich nur allzuleb-haft ein, daß sie in einem Zustande war, den bloß das Wohlwollen ihrer Obern erträglich machen konnte, und nahm sich ernstlich vor, so lange es höhere Pflichten erlaubten, sich in allen Dingen ohne Widerrede nach dem Willen der Frau von Hohenauf zu richten, und so gar, wenn es möglich wäre, ihren Wünschen zuvorzukommen. Dieß war nun freylich ein schwer auszuführendes Unternehmen; denn die Frau von Hohenauf war sehr auffahrend, sehr eigensinnig, und sehr ungleich in ihrem Betragen. Auf ihren Adel äußerst stolz, schien sie alle Personen bürgerliches Standes für Geschöpfe von einer andern Gattung zu halten, denen sie beständig den großen Abstand, der zwischen ihr und ihnen bleiben mußte, fühlen ließ.

Und dennoch stammte sie selbst aus bürgerlichem Stande. Ihr Vater, Namens Säugling, war ein reicher Pachter gewesen, und ihr Bruder war ein Buchhändler in einer großen Handelsstadt, der im

Kriege,

Kriege, durch Lieferungen an die Armeen, ein groſſes Vermögen erworben hatte. Dieſes bürgerlichen Urſprungs aber war ſie nie eingedenk. Vielmehr gieng ihr ganzes Thun und Laſſen dahin, das Anſehen einer Dame von Stande zu haben, und der Familie ihres Gemahls, die ſeit länger als hundert Jahren auf ihren angeerbten Gütern Kohl gepflanzt hatte, einen neuen Glanz zu geben. Wenn es nur irgend wahrſcheinlich geweſen wäre, daß ſie an einem der Deutſchen fürſtlichen Höfe, (die, wie es billig iſt, alle Perſonen, die nicht wenigſtens acht Ahnen haben, aus ihrer Athmoſphäre ausſchlieſſen,) würde zur Cour zugelaſſen worden ſeyn; und wenn ihr Gemahl nur irgend zu etwas anderm geſchickt geweſen wäre, als auf die Jagd zu gehen, zu trinken, und alle Anordnungen ſeiner Gemahlin zu bewundern: ſo hätte ſie nicht eher geruhet, bis er ſich mit ihr nach Hofe begeben hätte. Hätte ſie einen Sohn gehabt, ſo würde ſie ihn zu einem adelichen Amte erzogen haben, und ſollte es auch nur eine Fähndrichsſtelle geweſen ſeyn; da ſie aber bloß Töchter hatte, ſo gieng ſie darum, ihnen eine ſo galante Erziehung zu geben, daß ſie Hofdamen werden, und durch ihr Vermögen und ihre Reize, Grafen, Miniſter oder Generale feſſeln könnten: durch welche vortheilhafte Vermählungen ſie noch hofte am Hofe, und vielleicht im ganzen Lande, zu

grosses Ansehen zu kommen. Die gröste Glückseligkeit, die sie sich in ihrer Einbildung vorstellen konnte!

Mariane war das Werkzeug, durch welches die beiden jungen Fräulein zu so wichtigen Absichten geschickt gemacht werden sollten. Hiezu war es nöthig, daß sie mit fertigen Lippen von nichts und über nichts Französisch plappern könnten; daß sie alle Vortheile des Putzes, ihrem Körper gemäß, zu gebrauchen wüßten, damit er, es sey im nachläßigen Nachtkleide, oder in der sittsamen Roberonde, oder in der prächtigen Gallarobe mit ausgespreitetem Panier und schwimmender Schleppe, Augen und Herzen der Cavaliere an sich zöge; daß sie den Verstand hauptsächlich zu der wichtigen Untersuchung gebrauchten, ob die eroberten Herzen behalten, oder ob sie, nachdem damit eine Zeitlang wie mit einem Balle gespielet worden, in den Winkel geworfen werden sollten. So bald sie dieß verstanden, so hatten sie die hauptsächlichsten Wissenschaften gelernt, die die Frau von Hohenauf einer jungen Dame, die am Hofe glänzen will, für nöthig hielt.

Im Grunde schien Mariane zur Lehrerinn so wichtiger Wissenschaften nicht eben geschickt zu seyn. Ihr schlichter gesunder Verstand hatte ihr eingebildet, daß der Vorzug eines Frauenzimmers mehr darinn bestehe, daß sie gut, als daß sie schön sey. Ob sie gleich selbst sehr wohl gebildet war, so hatte sie sich doch, vielleicht

leicht weil es ihr noch nie eine Mannsperson gesagt hatte, niemals etwas darauf zu Gute gethan. Zum Putze hatte sie zwar, ohne es zu wissen, eine natürliche Geschicklichkeit, indem alles sehr wohl anstand, was sie selbst anlegte, oder für andere wählte: welches den Friseur Picard bewog, sie für eine wirkliche Französinn zu halten; aber sie hatte den Putz noch niemals gebraucht, Absichten damit zu erreichen. Sie kannte die Reize der grossen Welt nicht, und verlangte auch nicht sie zu kennen; denn ihre Wünsche waren bisher immer sehr mäßig gewesen, und waren sehr leicht befriediget worden. Ihr höchster Wunsch war vorher, die Liebe ihrer Aeltern zu verdienen, itzt aber, ihre Pflicht zu erfüllen.

Wenn Mariane eine schlechte Lehrerinn war, so waren die beiden Fräulein eben so schlechte Schülerinnen. Sie hatten gar keine Anlage zum Hofleben. Sie waren ein Paar gute Landmädchen mit rothen Backen, die vor Gesundheit strotzten. Auf dem Hofe herum zu springen, oder des Abends die blökenden Heerden eintreiben zu sehen, war ein Fest für sie. Im leichten Röckchen und im glatten Nachthäubchen mit himmelblauem Bande umsteckt, gefielen sie sich besser, als in dem reichen Anzuge eines stoffenen Schnürkleides mit Pompons besetzt. Wenn Picard seine ganze Kunst an ihren Köpfen beweisen wollte,

ward ihnen die Zeit lang, sie gähnten, oder sprangen auf, und liefen ein paar mal in der Stube herum, oder haschten einen Schmetterling, der eben zum Fenster hineingeflogen war. Wenn ihre Mutter, wie es oft geschah, Assembleen hielt, wo, in dem schön erleuchteten grossen Saale, der wohlgeputzte benachbarte Adel, an zwanzig Spieltischen, mit dem ernsten Geschäfft die Zeit zu tödten, beschäfftigt war, schlich sich die älteste Fräulein, Adelheid, oft in den Garten, die untergehende Abendsonne zu betrachten, den Nachtigallen zuzuhören, oder den Duft der Nachtviolen und des Jasmins einzuziehen. Sie hatten beide keinen glänzenden Verstand, wenn man es glänzenden Verstand heißt, über alle Gegenstände vorschnell und mit Selbstgenügsamkeit ein Redespiel zu halten; noch einen lebhaften Witz, wenn man es lebhaften Witz heißt, Gründe mit Einfällen zu beantworten, und mit Hohngelächter diejenigen aufzuziehen, die verständiger sind, als wir. Aber sie hatten den gesunden Verstand, der sich mit Bescheidenheit und mit Lehrbegierde wohl verträgt, und so viel Antheil an Witz und Scharfsinn, als nöthig ist, die Gegenstände geschwinder vors Anschauen zu bringen. Von dem Stolze ihrer Mutter, der sich auf Verachtung anderer gründete, hatten sie gar nichts. Sie empfanden die Vorzüge ihres Standes bloß alsdann, wann sie

da-

dadurch Gelegenheit hatten wohlzuthun, Almosen auszutheilen, oder einem Bedienten, der etwas versehen hatte; bey ihren Aeltern Vergebung zu erbitten.

Eine ähnliche Gemüthsart brachte bey der Lehrerin und den Schülerinnen sehr bald eine wechselseitige Zuneigung hervor. Eben diese Uebereinstimmung machte zwar das mütterliche Verbot, daß den Fräulein nicht strenge begegnet werden sollte, ganz unnöthig, aber sonst schien ihre Erziehung eine Wendung zu nehmen, die den Absichten der Frau von Hohenauf nicht völlig gemäß war. In den Lehrstunden war sehr oft, anstatt vom adelichen Stande, von der Decence, und von artigen Manieren, vielmehr von ihren Pflichten gegen Gott und ihren Nebenmenschen die Rede. Anstatt zu lehren, wie ein Schminkpflästerchen mit Koketterie zu legen, oder wie eine Affaire de Cœur am rechten Ende einzufädeln sey, (worinn die gute Mariane ohnedieß sehr unwissend war,) suchte sie ihnen vielmehr einzuprägen, daß sie ihren Geist mit nützlichen Kenntnissen auszieren, und ihr Herz der Wohlthätigkeit und der Menschenliebe beständig offen erhalten müßten. Die Lettres d'une Religieuse portugaise wurden daher sehr bald von Reimarus wichtigsten Wahrheiten der natürlichen Religion, und Hippolyte, Comte de Douglas von Basedows ganzen natür-

natürlicher Weisheit für gesittete Bürger, verdrungen.

Hieraus ist leicht abzunehmen, daß überhaupt anstatt der gebotenen Französischen, sehr oft die konterbande Deutsche Lektur insgeheim werde überhand genommen haben. Mariane hatte freylich zu wenig Monde, um einzusehen, daß jungen Deutschen Damen die Deutsche Sprache ganz unnöthig sey. Sie hatte noch keinen Begriff davon, daß man, um standesmäßig zu leben, in seinem eigenen Vaterlande fremde werden müsse. Wie konnte es auch anders seyn? Sie kannte die grosse Welt so wenig, als die jungen Fräulein, die sie unterrichten sollte, und glaubte treuherziger Weise, man lebe nur, um selbst besser zu werden, und um andere Menschen glücklicher zu machen. In solchen spießbürgerischen Grillen wollte sie auch ihre Fräulein erziehen: daher war der Schaden eben so groß nicht, wenn sie auch Deutsch mit denselben las, indem sie doch die Französische Lektur nicht avec goût zu wählen wußte. Sie las l'ami de ceux, qui n'en ont point lieber, als les Egarémens de l'Esprit et du Cœur, und Memnon, Histoire orientale lieber, als die Lettres de Ninon Lenclos oder den Almanac de Toilette. Mit diesem Geschmacke stimmte der Geschmack der jungen Fräulein nur allzusehr überein; denn wenn diese im Mercure de France blätterten,

so

so überschlungen sie meistens alle piéces fugitives, Chansons, Enigmes, Logogryphes und présentations, und verweilten sich bey einem Conte moral von Marmontel oder la Dixmerie, die dazumal einzeln im Mercure zu erscheinen pflegten, oder suchten einen Trait de bienfaisance auf, der zuweilen eingerückt wird.

In allem diesem war noch sehr wenig du bon ton welches doch die hauptsächlichste Sache war, wozu die Frau von Hohenauf ihre Fräulein wollte angeführt wissen. Es ist also leicht zu erachten, daß sie schwerlich mit einer so bürgerlichen Erziehung werde zufrieden gewesen seyn. Schon in den ersten vier Wochen schien es beynahe, daß sie ihre neue Französische Mamsell sehr bald wieder abschaffen würde; denn sie gab derselben bey aller Gelegenheit bittere Verweise, und tadelte alle ihre Anordnungen. Die Fräulein schienen ihr, seit sie bey Marianen waren, blöder; hatten gar keine bonne grace; hatten gar keinen Esprit; antworteten zu langsam und zu kurz, wenn man sie fragte; ungefragt plauderten sie sehr selten; wußten ihre Reverenze nicht abzumessen, und beugten die Knie tief gegen einen Verwalter oder Hemme d'Affaires, wo ein Kopfneigen, oder ein nachläßiger Knicks im Vorbeygehen, hinlänglich gewesen wäre.

Maria-

Marianen fehlte es freylich, ausser andern Erfordernissen, die ihr, um eine gute Französische Mamsell zu seyn, mangelten, an der den Französischen Hofmeisterinnen so gewöhnlichen Politik, allen Leidenschaften der hochadelichen Mutter zu schmeicheln, alles dreyfach zu loben, was die Mutter an den Kindern lobt, ihren eignen oder fremden Witz die Kinder heimlich auswendig lernen zu lassen, und sie zu gewöhnen, denselben mit dreister Naseweisheit in Gesellschaft an den Mann zu bringen; wodurch denn jedermann, der zu leben weiß, über die frühzeitigen Gaben der Kinder erstaunt, der Mutter über das kleine Wunderwerk, das sie unter ihrem Herzen getragen hat, ein verbindliches Kompliment macht, und auch nicht vergißt, der Mamsell im Besten zu gedenken.

Hievon wußte Mariane gar nichts. Sie that vielmehr beym Antritte ihres Amtes so unerfahren, daß sie ihren Fräulein eine anständige Bescheidenheit anpries: eine Eigenschaft, die gar nicht glänzend ist, und die die Frau von Hohenauf aufs höchste an ihren Bedienten lobte. Sie würde also Marianens sehr bald überdrüssig geworden seyn, wenn nicht ein kleiner Umstand, davon in keinem der Systeme der Pädagogik *), worinn

* Ungelehrten Vätern und Müttern zu Gute, sey hier angemerkt, daß die Gelehrten mit diesem griechischen

worinn noch ein Kapitel von Franzöſiſchen Mamſellen beſtndlich iſt, ein einziges Wörtchen angetroffen wird.

Mariane hatte von Jugend auf eine groſſe Sorgfalt für ihre eigene Perſon getragen. Sie hielt ſich überaus reinlich in Kleidung und Wäſche. Sie hatte die natürliche Gabe, allen weiblichen Putz ſogleich nach deſſen Beſtandtheilen zu überſehen, und alſo auch ihn nachzumachen, ihn nach ihrem Geſchmacke zu verbeſſern, und neuen zu erfinden. Sie gebrauchte ſich dieſes Talents auch itzt. Wenn ihre Fräulein beſonders fleißig und gehorſam waren, ſo belohnte ſie ihren Fleiß mit einem nach neuer Mode geſtecktem Kopfzeuge, oder anderm Frauenzimmerputz, den ſie ſo zu wählen wußte, daß dadurch derſelben natürliche gute Leibesgeſtalt noch mehr erhoben ward. In kurzer Zeit war ihr ganzer alter Putz mit neuem, nach dem beſten Geſchmacke, verwechſelt. Den ſcharfſinnigen Augen der Frau von Hohenauf konnte dieſe Veränderung nicht entgehen, und ſie bemerkte ſie mit ſo groſſem Wohlgefallen,

---

ſchen Worte die Kunſt der Erziehung andeuten. Dieſe feyerliche Benennung wird gebraucht, ſeitdem die Gelehrten dieſe Kunſt in verſchiedene Syſteme gebracht haben, deren jedes für ſich ſehr genau zuſammenhängt, nur daß eins dem andern ſchnurſtracks widerſpricht.

gefallen, daß sie es Marianen, wegen ihrer Geschicklichkeit im Putzmachen, zu vergeben anfieng, daß sie die Seelen ihrer Fräulein bilden wollte. Noch gröſſer ward die Gunst, als Mariane, durch so glücklichen Erfolg aufgemuntert, es wagte, für die Frau von Hohenauf selbst zu arbeiten, die bisher ihren sämtlichen Putz aus der ersten Quelle, aus Paris, verschrieben hatte. Sie brachte eine Comete aux Zephyrs *) zu Stande, die in der nächsten Assemblee ein groſses Aufsehen unter den Damen machte, und in der ihre Gönnerinn wenigstens um sechs Jahr jünger aussah. Man kann leicht denken, daß dieses wichtige Verdienst Marianens Talente zur Erziehungskunst in

*) Unmodischen Lesern und Leserinnen sey kund, daß dieß eine Art eines kleinen Kopfzeuges ist, das, glaubwürdigen Nachrichten zu Folge, im Winter $\frac{1772}{1773}$ wieder sehr stark getragen wird. Es ist zu hoffen, niemand in Deutschland werde so barbarisch unwissend seyn, nicht zu wissen, daß ein Komet ein kleiner Kopfputz ist, unter welchem ganz frisirte Haare getragen werden. Aux Zephyrs aber heißt dieser Komet, weil daran hinterwärts gewisse haarichte Zierrathen, (denen, die in der Putzmacherspracbe Chenilles oder Raupen heissen, etwas ähnlich) frey herunter hangen, mit denen die angenehmen Zephire sehr leicht spielen könnten, wenn sie nur im Winter wehten.

in ein neues Licht gesetzt haben werde. Man setze hinzu, daß Mariane die Fräulein, die vorher in ihrer Kleidung sehr nachläßig, ja wohl gar unreinlich gewesen waren, durch ihr eigenes Beyspiel, zu der Frauenzimmern so anständigen Nettigkeit im Anzuge gewöhnte. Man setze hinzu, daß sie die jugendliche Wildheit der Fräulein, die an das, was wohlanständig ist, noch nie einen Augenblick gedacht hatten, durch kleine leutselige Erinnerungen bis zu der kindlichen Freymüthigkeit mäßigte, die mit Bescheidenheit und Sanftmuth sehr wohl bestehen kann. Man setze endlich noch hinzu, daß die Fräulein, wenigstens in ihrer Mutter Gegenwart, beständig Französisch redeten, und in ihrer Fertigkeit in dieser Sprache sichtlich zunahmen: und man wird begreifen, daß die Frau von Hohenauf im zweyten Monathe mit ihrer Französischen Mamsell weit mehr zufrieden war, als im ersten. Wenn sie ja an den Fräulein etwas fand, das sie für bas und fait bourgeois hielt, so nahm sie sich die Mühe, ihnen selbst darüber einen Verweis zu geben. Sie setzte zuweilen die nachsichtsvolle Anmerkung hinzu, daß man freylich von ihrer Mamsell nicht alles fodern könnte, weil sie nicht de qualité sey: wodurch sie, in gedrungener Kürze, zugleich Marianen tadelte, und ihren eigenen Vorzügen ein verbindliches Kompliment machte.

Dritter Abschnitt.

In dem dritten Monathe von Marianens Aufenthalte bey der Frau von Hohenauf, traf derselben Neffe, der Sohn des Tuchhändlers Säugling, bey ihr ein. Die Bedienten wurden befehligt, ihn Ew. Gnaden zu nennen, und sie stellte ihn allem benachbarten Adel, unter dem Namen des Herrn von Säugling, vor. Dieser junge Mensch war mit seinen Universitätsstudien halb fertig; denn er hatte schon zwey Jahre auf einer Universität zugebracht, und es kam nur noch darauf an, daß er ein oder zwey Jahre auf einer andern zubrächte, wohin ihn sein Vater den künftigen Frühling mit einem neuen Hofmeister senden wollte, den er ihm selbst ausgesucht hatte. Indessen wollte er sich, mit Genehmhaltung seines Vaters, den Winter über auf seiner Schwester Gute aufhalten. Weil sie von Adel war, und viel Umgang mit dem benachbarten Adel hielt, welchem sie den Ton gegeben hatte, den Aufenthalt auf dem Lande nicht mit ländlichen Vergnügungen, sondern, nach städtischer Etikette, mit Besuchen, Gastmahlen, Assembleen, Spielpartien und Bällen zuzubringen: so glaubte er bey ihr Kenntniß der groſſen Welt zu erlangen, und alles, was sich noch etwann von Schulstaube an ihm finden möchte, rein abzuschütteln. Dieses

Dieses Schulstaubes konnte an ihm auch nicht so gar viel seyn: denn er hatte, als ein reicher Jüngling, sich nicht auf Brodstudien gelegt, und noch weniger sich mit den alten Sprachen und mit den trocknen Lehrgebäuden der spekulativen Wissenschaften beschäftigt; sondern seine Studien waren lachend und reizend, und bestanden in Kollegien über die schönen Wissenschaften, und in fleißigem Lesen aller Deutschen Poeten, sonderlich derjenigen, die Freude, Wein und Liebe besungen haben. Er hatte überdieß Französisch, Engländisch und Italienisch gelernt, und hatte in diesen Sprachen alle Poeten und die besten Kritiker gelesen.

Er hatte sehr viele Gedichte an Phillis und Doris gemacht, und dieß blieb noch beständig, nebst der Sorge für seinen Anzug, seine vornehmste Beschäftigung. Er hielt sehr viel von seiner eignen kleinen Person, die daher auch beständig geputzt, geschniegelt, und auf vier Nadeln gezogen war. Er gefiel sich selbst sehr wohl, nächst diesem aber war sein hauptsächlichstes Augenmerk, dem Frauenzimmer zu gefallen. Er vermied, so viel möglich, alle Gesellschaften, worinn bloß Mannspersonen waren. In vermischten Gesellschaften saß er allemal einem Frauenzimmer zur Seite, und, wenn er wählen konnte, allemal der, die den sanftesten Blick hatte. Er bewunderte, um Bekanntschaft zu machen, ihre Arbeit, die sie eben ver-

fertigte, lobte ihr wohl gesteckes Demi-ajuste, *) und sagte ihr über einen Assassin tausend artige Sachen. Von da gieng er unvermerkt zum Erforschen ihres Verstandes über. Er sagte ihr mit sanft lispelnder Stimme, er sehe die kleinen Amorn und Amoretten auf ihrem Postillion aufsteigen und niedersteigen, und sich unter den Falten ihres Respectueuse verbergen, oder andere dergleichen niedliche Imaginationchen. Wenn er nun merkte, daß sie Verstand und Geschmack genug hatte, mit seinen lieblichen Empfindungen zu simpathesiren, so fieng er gemei-

*) Weil zu vermuthen ist, daß eher Buchgelehrte, als Gens du bon ton dieses Werk lesen werden, so müssen, der beklagenswürdigen Unwissenheit der erstern zu Liebe, hier schon einige Wörter erklärt werden, die sonst jedermann versteht, dès qu'il entre dans le Monde. Ein Bonnet en demi - ajusté ist ein Kopfzeug, unter dem eine Dame halb frisirt seyn muß. Ein Assassin ist nichts als ein Schönpflästerchen, das aber seiner Grösse wegen, wenn ein gemeines Schönfleckchen nur verwundet, gar wohl todtschlagen kann. Ein postillion d'Amour ist eine grosse Brustschleife von Band, welche aber weder Pferd noch Horn hat. Eine Respectueuse ist eine Bedeckung des Busens mit Spitzen, Filet und anderm durchsichtigen Zeuge, die vermuthlich den Namen davon führt, weil sie nicht Ehrfurcht veranlaßt.

meiniglich an zu stammeln, sah etwas schafmäßig aus, und langte aus seiner Tasche einige von seinen Gedichten, die er ihr vorlas, und von Zeit zu Zeit, mit seitwärts schielenden Augen, die Wirkung seiner Geistesfrucht zu erforschen suchte. Erhielt er ein ruhiges Gehör, und durch einen lächelnden Mund und sanftes Kopfneigen, einen gütigen Beyfall: so hatte er ein vergnügtes Tagewerk gehabt. Empfieng er vollends eine laute Bewunderung, bat man sich eine Abschrift des Gedichts aus, oder bemerkte er gar, daß sich der Busen seiner Zuhörerinn zu einem Seufzer empor hob, oder daß sie aus blauen Augen, (denen er, als seinem eigenen schmachtenden Charakter am gemäßesten vor allen andern den Vorzug gab,) einen empfindenden Blick auf ihn schiessen ließ: so zerfloß er in sanften Empfindungen, überließ sich ganz einer zerschmelzenden Zärtlichkeit, und war, von dem Augenblicke an, der Sklave der Schönheit, die, was er gedacht hatte, so gut zu empfinden wußte. Er holte aus der Begeisterung ihrer Augen Stoff zu neuen Gedichten, und je mehr ihm diese gefielen, desto mehr gefiel ihm die Schöne, die sie veranlaßt hatte, und an die sie gemeiniglich gerichtet waren.

Doch so zärtlich seine Liebe war, so pflegte sie doch nicht allzulange zu dauren; nicht, als ob er unbeständig gewesen wäre, sondern weil der Gegenstand seiner

Zärtlichkeit gemeiniglich, nach einiger Zeit, seine Gedichte nicht mehr so feurig verlangte, und wohl gar unvermerkt seine Gesellschaft zu vermeiden suchte. Sobald er dieß merkte, ward er sehr traurig, klagte den Wäldern und den Fluren sein Leiden, tröstete sich aber, wenn ihm ein zärtliches Liedchen über die Untreue seiner Chloris gelang, und fand gemeiniglich um diese Zeit eine andere Zuhörerinn, mit der er eben denselben Roman von vorn an spielte.

Dieser kleine Mann schien freylich denjenigen, die nicht ganz seine zuckersüssen Empfindungen nachempfinden konnten, etwas ungeschmackt: aber er war sonst das unschädlichste Geschöpfgen unter der Sonne. Er that nie etwas Böses, war nachgebend, gefällig, mitleidig und gutherzig, beleidigte kein Kind, und, beleidigt, war er nie geneigt sich zu rächen; kurz, er war aller guten Eigenschaften fähig, zu denen nicht nothwendig Stärke des Geistes erfodert wird. Wenn es wahr ist, daß die schönen Wissenschaften die Herzen ihrer Liebhaber erweichen, so waren sie es vermuthlich, die seine Seele so breyweich gemacht hatten, daß sie einer herzhaften That, oder einer lebhaften Entschliessung, so wenig im Guten als im Bösen, fähig war. Die lebhafteste Empfindung in seiner Seele war immer die Begierde, seine Gedichte, und besonders vom Frauenzimmer, gelobt zu sehen. Dieser Absicht wegen

wegen war sein Kleid immer nach der neuesten Mode geschnitten, sein seidner Strumpf milchweiß, und seine Spitzenmanschetten kaffebraun gewaschen; dieser Absicht wegen sagte er zuerst seinen Nachbarn und Nachbarinnen verbindliche Dinge vor, war gefällig, nachgebend, kam jedermann mit Höflichkeit zuvor, und pries mit gleicher Behendigkeit, bey den modischen Schönen das Putzwerk, bey den tugendhaften die Tugend, und bey den witzigen den Witz. War er aber gleichwohl so unglücklich, seine Absicht nicht zu erlangen, so war er viel zu bescheiden, als daß er darüber jemand anders als den stillen Wänden, sein Leid geklagt hätte, und zu gutherzig, als daß er diejenigen, denen seine Gedichte nicht gefielen, gehasset hätte. So bald er nur wirklich merkte, daß seine Gedichte jemand beschwerlich waren, so drang er sie ihm nie auf: so daß, wenn er jemand zur Last fiel, es sicherlich ohne sein Wissen geschah; denn seine Absicht war allemal, Vergnügen und Zufriedenheit, die er in so großem Maße in sich selbst fand, durch seine Gedichte auch um sich herum zu verbreiten.

Vierter Abschnitt.

Ein Mann, der sich, so wie Säugling, auf die Verdienste des schönen Geschlechts verstand, mußte Marianen, unter dem übrigen im Hause vorhandenen Frauenzimmer, sehr bald vortheilhaft unterscheiden, zumal da sie, gleich ihrer Mutter Wilhelminen, bey schwarzen Haaren die schönsten hellblauen Augen hatte. Es konnte ein solcher Kenner keine von den übrigen Frauenzimmern mit ihr nur in Vergleichung stellen: denn die Frau von Hohenauf hatte große graue Augen, mit langhaarigen Augenbramen, das Kammermädchen besaß ein Paar flachgeschlitzte Augen, aus deren Winkeln beständig ein Paar matte rothgelbe Augapfel liebäugelten; die kleinen Fräulein waren noch allzujung, und die übrigen weiblichen Geschöpfe waren unter der Notiz eines feinen Mannes, wie Säugling. Hiezu kam, daß bey der ersten Unterredung Mariane untrügliche Kennzeichen ihres guten Geschmacks merken ließ, wodurch Säugling Herz bekam, ihr ein Gedicht vorzulesen, welches Mariane mit so großem Beyfall anhörte, und dessen Schönheiten sie so fein hervorzusuchen wußte, daß das kleine Männchen vor Entzücken außer sich war.

Dieß

Dieß veranlaßte eine nähere Bekanntschaft, in der Säugling bald Marianens vor der Frau von Hohenauf bisher so geheim gehaltene Bibliothek von guten Deutschen Büchern entdeckte. Er erstaunte nicht wenig, eine Französinn so aufmerksam auf die Deutsche Litteratur zu finden. Da er gewohnt war, alles, was er sah, auf seine kleine Person zurück zu führen: so fiel er schnell darauf, (wenn er anders, wie er zuverläßig hoffte, unter den guten Dichtern Deutschlands einen Platz verdiene,) wie möglich es sey, daß sein Ruhm auch ausser Deutschland sich ausbreiten, daß seine Gedichte ins Französische übersetzt, und von den Damen an allen Höfen Europens gelesen werden könnten. Er wußte es Marianen Dank, daß sie zuerst eine so schmeichelhafte Hoffnung in seiner Seele erzeget hatte, und dieß zog das Band der angefangenen Bekanntschaft noch fester zusammen.

Mariane, auf ihrer Seite, sah ihn auch ganz gern; denn er war ein feiner und bescheidener junger Mensch, der sie mit den schönen Wissenschaften, zu denen ihr die Neigung mit der Muttermilch war eingeflößt worden, angenehm unterhielt; außerdem war er die erste Mannsperson, die ihr gesagt hatte, daß sie schön sey, und daß ihre blauen Augen mit sanfter herzrührender Kraft wirkten. Und auch das sittsamste und philosophischste Frauenzimmer, pflegt eine solche

Nachricht aufs höchste mit einem kleinen Verweise zu bestrafen.

Kenner wollen bemerkt haben, daß die Vereinigung zwischen zwey jungen Personen zweyerley Geschlechts selten ganz stille stehen bleibe, und nicht allein beständig unvermerkt fortzurücken pflege, sondern auch zuweilen, durch einen ganz kleinen Umstand, mit einem so starken Sprunge fortschreite, daß diejenigen, denen das verborgene Ding, das menschliche Herz, nicht genau bekannt ist, glauben, es geschehe durch eine Art von Zauberey. Dieß war der Fall mit Säuglingen und Marianen, die bey einer unvermutheten, und, dem Anscheine nach, ganz geringen Veranlassung, von einer blossen Bekanntschaft und wechselseitigen Hochachtung zur Freundschaft übergiengen.

Es fiel in den Wintermonathen der Geburtstag der Frau von Hohenauf ein. Mariane hatte im Sinne, eine gewisse Absicht durchzusetzen, womit einige Schwierigkeiten verknüpft waren. Dieß brachte sie, zum erstenmal in ihrem Leben, auf den Gedanken, ihren Zweck durch einen Umweg zu erreichen, und in dieser Absicht sann sie ein kleines Fest aus, mit dem dieser Geburtstag sollte gefeyert werden. Sie theilte ihre Gedanken Säuglingen, als einem Poeten, mit, der ganz entzückt darüber war, einen Anlaß zu haben, seine Talente im Dramatischen zu zei-

gen,

gen, da er bisher nichts, als kleine Liederchen, gemacht hatte. Er machte zu einem mythologisch-historischen Schäferspiele von drey Personen einen Plan, der Marianens Beyfall erhielt. Hierauf waren alle insgeheim sehr geschäfftig: Säugling, sein Spiel in Verse zu bringen, die Kinder, sie zu lernen, und Mariane, für Fräulein Adelheid die Tracht einer Nymphe, und für die jüngste Fräulein und den kleinen Sohn des Predigers im Dorfe Schäferkleider zu verfertigen.

Als der Tag erschien, und die zu diesem Geburtsfeste aus der ganzen umliegenden Gegend zusammengebetenen Standespersonen von der Mittagstafel aufgestanden waren, wurden sie unter einem andern Vorwande in das Orangeriehaus geführet. Hier wurden sie durch eine Symphonie überrascht, und der Schauplatz eröffnete sich. Er stellte entweder die Elisäischen Felder oder die Hesperischen Gärten vor, und bestand aus acht grossen blühenden und Früchtetragenden Pomeranzenbäumen, die Hinterwand aber war von dem Gärtner aus Wintergrün und Blumenkränzen zusammengesetzt. Die Kinder traten auf, an deren Putze Mariane ihren ganzen Geschmack, und an deren Köpfen Picard seine ganze Kunst erschöpft hatte. Dieß machte, daß das Spiel den Beyfall der Frau von Hohenauf erhielt, wozu auch nicht wenig bey-

beytragen mochte, daß sie darinn als eine Göttin, und ihr Geburtstag als ein Götterfest vorgestellt war.

Die ganze Gesellschaft ertheilte einen lauten Beyfall, und da die Kinder, nach Endigung des Spiels, in ihrem Anzuge vom Theater herab stiegen, wurden sie von jedermann mit Liebkosungen überhäuft. Die Frau von Hohenauf that desgleichen. So wie sie alle Dinge aus ihrem eigenen Gesichtspunkte betrachtete, so konnte sie es nicht genug bewundern, wie natürlich der Schäferhabit dem kleinen Pastorsohne stände; aber sie fand, daß eben diese Art von Kleidung ihr jüngstes Fräulein verstellte, ob sie gleich, mit einem gnädigen Kopfneigen gegen Marianen, bemerkte, daß die Arbeit daran sehr artig wäre. Fräulein Adelheid hingegen in ihrer von Zindel und Flittern glänzenden Nymphentracht hatte ihren ganzen Beyfall. Sie umarmte sie, und spielte mit ihren langgezogenen über den Busen gelegten falschen Locken, die ihr prinzessinnenmäßig vorkamen.

" Dieser majestätische Anzug schickt sich besser für
" ein Fräulein deines Standes, sagte sie, als das
" Schäferkleid deiner Schwester."

Die kleine Adelheid, die ihrer Schwester den leichten fliegenden Anzug, und die in halb geflochtenen Zöpfen hinterwärts herabfallenden Locken beneidet hatte, schlug die Augen nieder, und durfte nicht widersprechen. " Nicht

" Nicht wahr, mein Kind, fuhr die Mutter fort, " nicht wahr? ein Schmuck von Juwelen, würde dir " besser stehen, als dieser schlechte Bluhmenkranz? "

" Ach nein! gnädige Mama, er würde doch nicht " so schön riechen, als die Bluhmen. "

" Einfältiges Kind! was ist Geruch gegen Glanz? " Du hast gespielt wie ein Engel, ich muß dich dafür " belohnen. — Eine Zitternadel - - - "

Hier erinnerte sich die kleine Adelheid einer Rolle, die ihr, außer der von Säuglingen aufgeschriebenen, von Marianen mündlich aufgetragen war.

Es hatte ein armer Pachter eines Bauerguts auf des gnädigen Herrn Wildbahn geschossen. Der Jäger hatte ihm das Gewehr weggenommen. Seit sechs Wochen lag er im Gefängniße, und man machte ihm den Prozeß, um ihn an die Karre schmieden zu lassen. Indessen da der Wirth und Versorger des Hauses fehlte, schmachteten seine Frau und fünf Kinder im Elende. Die gutherzige Mariane hatte ihnen, so gut sie konnte, beygestanden. Sie hätte auch gern für den armen Gefangenen eine Vorbitte eingelegt, aber sie empfand, mit wie weniger Hoffnung eines guten Erfolges sie dieses wagen dürfte. Sie hatte daher zuerst darauf gedacht, dieses Fest anzustellen, um dabey Gelegenheit zu haben, durch Fräulein Adelheid, die der Liebling ihrer Mutter war, die Loslassung des

G. fan-

Gefangenen zu bewirken. Sie hatte ihr die Worte in den Mund gelegt, die sie sagen sollte, wenn ihre Aeltern, durch das Vergnügen des Festes in gute Laune gebracht, das Herz dem Mitleid zu öfnen geneigter seyn möchten.

Fräulein Adelheid hatte also kaum gehört, daß sie für ihr Spielen belohnt werden sollte, so ergriff sie diese Gelegenheit begierig, fiel ihrer Mutter zu Füssen, und rief aus:

" Ach! gnädige Mama, wenn sie mich belohnen wollen, so lassen Sie mich selbst die Belohnung wählen. Geruhen Sie, mir eine einzige Bitte zu gewähren. Schlagen Sie mir nicht ab, was ich Sie bitten will. "

" Was verlangst du, mein Kind? ich kann dir nichts abschlagen.

" O! meine gnädige Mama, so erbarmen Sie sich einer armen Frau und fünf Kinder, alle noch viel kleiner, viel unerzogener, als ich, und die die Hülfe ihres Vaters so nöthig haben. Bitten sie den gnädigen Papa, daß er den armen Jakob loslasse, der im Gefängnisse liegt; geben Sie das Geld für die Zitternadel, die Sie mir zugedacht haben, seiner armen Frau und Kindern. "

" Frau-

" Fraulein, " sagte die Frau von Hohenauf, mit einem Angesicht voll kalter Würde, — " was " geht mich und dich das Diebsgesindel an? "

" Ach! gnädige Mama, wenn Sie sehen sollten, " wie elend die Leute sind: wie sie an allem Mangel " leiden, was wir im Ueberflusse haben; wie sie frie- " ren, wie sie hungern; wie drey von den Kindern " auf elendem Strohe krank liegen. "

" Mädchen, woher kannst du dieß wissen? "

" Ach! ich habe es gesehen, liebste beste Mama, " ich habe es selbst gesehen. "

" Gesehen? ich erstaune ganz! wie kömmst du " mit dem Lumpenpacke zusammen? Gleich gestehe " es mir, ich will es wissen. "

Fräulein Adelheid stammelte, und blickte Mariannen an, die die Augen niederschlug; die Frau von Hohenauf wiederholte ihren Befehl, und das Fräulein beichtete:

" Ach! meine Mamsell hat mich hingeführt. Sie " glauben nicht, gnädige Mama, wie gut sie ist; sie " hat die armen Leute schon seit sechs Wochen erhalten, " daß sie nicht vor Hunger und Frost umgekommen sind. " Ach! ich habe auch gern mein ganzes Spargeld hin- " gegeben, mehr konnte ich nicht; aber Sie, gnädige " Mama, können mehr: Sie können die Kinder glück- " lich machen, wenn Sie den Vater loslassen. "

" So?

" So ? Mademoiselle " , sagte die Frau von Hohenauf, indem sie Marianen mit unbeschreiblicher Würde über die linke Achsel ansahe, " Sie führt " meine Fräulein in schöne Gesellschaft, um Lebensart " und Monde zu lernen. "

" Ach ! gnädige Mama, . . "

" Schweig still, das verstehst du nicht. Dieß " sind Diebe, die deines Vaters Forsten bestohlen haben, " sie müssen hart gestraft werden, damit sich das an" dere Gesindel daran spiegele. "

" Ach ! der arme Jakob verspricht Besserung ; er " will künftig lieber hungern, als Wild schiessen. Aber, " gnädige Mama, die Kinder, die armen kleinen Kin" der hatten nichts zu essen. "

" Schweig ! um solch Lumpengesindel mußt du " dich nicht bekümmern. "

" Ach ! liebste Mama, rief Fräulein Adelheid " schluchzend, es sind Gottes Geschöpfe, Menschen, " wie wir, — und unglücklich ! — "

" Fi Fräulein ! Ist das auch eine von den schönen " Lehren, die dir deine Mamsell giebt ? Menschen, " wie du ? Du bist von Stande, die Bauern sind " weit unter dir. Sage mir nicht ein Wort mehr " hievon. "

" Ach !

» Ach! gnädige Mama, Sie bauen ja das Getrai-
» de, das wir essen. — Mein Großpapa ist ja auch ein
» Pachter gewesen. Erbarmen Sie sich — Großpapa
» ist ja auch wohl arm gewesen, ehe er reich ward. « . .

Eine derbe Ohrfeige, von der Hand der in äußerste Wut gesetzten Mutter, unterbrach das gute Kind. Die Frau von Hohenauf kannte sich beynahe selbst nicht vor Zorn. Sie hatte bisher dieß wichtige genealogische Geheimniß jedermann, so viel wie immer möglich, verborgen, und hier ward es öffentlich, in einer grossen Gesellschaft von thurnier- und stiftfähigem Adel beyderley Geschlechts ausgeplaudert. Dieß war freylich ein niederschlagender Vorfall; zumal da in dem Gesichte mancher Umstehenden, denen das Bewußtseyn von sechzehn reinen Quartieren ein gutes Gewissen gab, einige Mienen zu spüren waren, die ein wenig Schadenfreude über diese Demüthigung einer mesalliirten Familie zu erkennen gaben.

Die Frau von Hohenauf wollte noch eine Minute Contenance halten, und fragte das Fräulein mit zorniger Miene, » wer ihr solch dummes Zeug in den
» Kopf gesetzt hätte? « Das Kind konnte, auf wiederholtes Befragen, nicht läugnen, daß ihr ihre Mamsell diese Nachricht gegeben. Dieß brachte die Frau von Hohenauf aufs neue in Wut. Sie befahl Marianen, ihr den Augenblick aus den Augen zu gehen,

stieß das Fräulein von sich, und würde ihr vielleicht nochmals übel begegnet haben, wenn sie nicht die umstehenden Damen in Schutz genommen, und der Frau von Hohenauf durch allerhand Gründe zugeredet hätten, dem Kinde ein unbedachtsames Wort zu vergeben, und, einem so vergnügten Tage zu Gefallen, vielmehr ihre Bitte zu gewähren. Aber die Frau von Hohenauf ward durch diese Vorstellungen sehr wenig besänftigt, ob sie gleich sich zwingen und mit verbißnen Lippen höfliche Antworten geben mußte.

Endlich wendete sich die Gräfin von * * *, die unter den Vorbitterinnen sich am geschäftigsten erwiesen hatte, an den Herrn von Hohenauf, der bey der ganzen Scene noch nicht ein Wort zu äußern sich getrauet hatte: sie bat ihn, dem Geburtsfeste seiner Gemahlin zu Ehren, den Gefangenen loszulassen.

Der Herr von Hohenauf, mit eiskaltem Schweisse vor der Stirne, konnte mehr nicht, als ein gestammeltes, In der That —— —— meine gnädige "Gräfin" —— —— hervor bringen. Es war ihm wirklich gleich unmöglich, einer Dame von solchem Stande eine so kleine Bitte abzuschlagen, als wider den so ausdrücklich erklärten Willen seiner Gemahlin etwas zu thun.

Die Gräfinn, die ihren Mann sogleich übersahe, wendete sich abermals an die Frau von Hohenauf, nahm sie bey der Hand, und sagte mit liebreizendet

Miene:

Miene: " Die Göttinnen können nicht Rache halten, " sondern lieben die Vergebung. Kein Götterfest kann " ohne Wohlthun vollbracht werden. Ich fodere den " Gefangenen von Ihnen, als ein Desert bey der " Abendtafel: wollen Sie uns ohne Desert lassen nach " Hause fahren? "

Die Frau von Hohenauf hatte unter diesen Reden Zeit gehabt, sich zu besinnen, was der Anstand erfodere. Sie sagte also mit einer etwas gezwungenen verbindlichen Miene: " Sie verlangen von mir eine Sa- " che, wider die ich gar nichts einzuwenden habe, son- " dern die bloß von dem Herrn von Hohenauf abhängt. " Der ist Erb-Lehns- und Gerichts-Herr. " —

" Nun! mein gnädiger Herr von Hohenauf, " — sagte die Gräfin, indem sie sich zu ihm wendete, " habe ich eine Fehlbitte gethan? "

Dieser, der mit einemmal wieder viel frische Luft schöpfte, welches er in einer halben Viertelstunde nicht gethan hatte, machte einen sehr tiefen Reverenz, und murmelte einige Worte her, die, ob sie gleich unverständlich waren, doch nichts anders, als seine Einwilligung, bedeuten konnten.

So bald die Gräfin davon gewiß war, so riß sie Säuglingen, der über dem grossen Lärmen voll Todesangst da gestanden hatte, den Hut aus den Händen, warf einige Carolinen hinein, und gab ihn ihm zurück.

Dieser, erfreut über den Wink, ahmte ihr nach, und gieng mit dem Hute in der Hand zu allen anwesenden Gästen, in der ehrenvollen Beschäftigung, für bedürftige Unglückliche eine Beysteuer zu sammeln; schämte sich auch nicht, vor Freude über den glücklichen Ausgang einer Sache, über die ihm von Anfang an das Herz geklopft hatte, manche Thräne fliessen zu lassen, worinn ihm die Gräfinn und noch mehrere schöne Augen Gesellschaft leisteten. Indem dieses geschah, führte die Gräfinn die zitternde Fräulein Adelheid zur völligen Versöhnung in ihrer Mutter Umarmung, und erhielt auch, mit einiger Mühe, für Marianen die Erlaubniß, daß sie wieder erscheinen, und durch Küssung des Rocks die Frau von Hohenauf um Vergebung bitten durfte, daß sie menschlich gedacht hatte.

Die Gesellschaft gieng darauf in den grossen Saal, um sich zum Spiele zu setzen. Säugling aber, der sich ein viel süsseres Vergnügen vorbehalten hatte, schlich nach dem Hinterhofe, ließ einen Wagen anspannen, erlöste den ganz betäubten Jakob aus dem Gefängnisse, führte ihn selbst wieder zu seiner bisher verlassenen Familie, und schüttete die ansehnliche Summe, die er für sie gesammelt hatte, in den Schoos der Hausmutter aus, die bey so vielem Glücke, das auf so viel Unglück so schnell folgte, vor Freude stumm war. Er genoß das Glück, das Haus des Elends und des Kla-

gens

gens in ein Haus der Freude verwandelt zu sehen, genoß den stammelnden Dank des Hausvaters und der Hausmutter, empfand den Druck der kleinen Hände der beiden Kinder, die sich an seine beiden Seiten hiengen und seine Hände mit ihren Thränen netzten, und neigte sich liebreich zu den lallenden kleinen Kranken, die, von ihren Aeltern ermuntert, von ihrem Strohlager ihre matten Hände empor zu heben suchten, um ihrem Wohlthäter zu danken.

Er hätte sehr gern Marianen mitgenommen, um sie diese süße Scene, die Frucht ihrer menschen-freundlichen Anlage, mitgenießen zu lassen, wenn er nicht die Denkungsart seiner Tante zu genau gekannt hätte. Er hatte ein für schöne Handlungen empfindliches Herz, und obgleich seine kleine Eigenliebe nicht ermangelte, ihm darüber ein Kompliment zu machen, daß durch sein Drama dieser Endzweck erreichet worden: so war er doch durch Marianens großmüthige Gesinnungen, deren ganzes Verdienst um die unglückliche Familie er itzt erst in seinem ganzen Umfange erfahren hatte, mit so großer Hochachtung gegen sie erfüllet, daß er bey seiner Zurückkunft so gleich in ihr Zimmer stieg, und ihr, nachdem er ihr von seiner kurzen Fahrt Bericht erstattet hatte, alle Lobsprüche sagte, die die warme Empfindung einer guten That eingeben kann; daß er sie als die schönste Seele pries, als die Ehre ihres Geschlechts, die ihrer Tugend wegen das glücklichste Schicksal verdiene.

Mariane, von allem Eigendünkel weit entfernt, aber voll von dem heitern Vergnügen, welches ein edelgesinntes Gemüth beym Wohlthun empfindet, sagte: " Loben Sie mich einer Kleinigkeit wegen nicht " allzusehr. Ich habe nur eine sehr gemeine Pflicht " beobachtet. Oder glauben Sie, daß eine weibliche " Seele nicht so leicht solcher Empfindungen fähig sey, " die billig ein jeder Mensch haben sollte?

Indem sie dieses sagte, warf sie, ohne es selbst zu wissen, auf Säuglingen einen Blick, der seine ganze Seele traf. Diejenigen, auf die jemals ein solcher Blick geworfen worden, versichern, daß er tief empfunden werde, aber daß sich seine Wirkung nicht beschreiben lasse. Der sel. Professor Stiedritz würde ihn vielleicht folgender maßen definirt haben: " Es " sey ein Blick gewesen, durch welchen auf einmal " Säuglings-symbolische Kenntnis von Mariänens Vollkommenheiten anschauend geworden " sey. " So viel ist gewis, daß, von diesem Augenblicke an, mit seiner Hochachtung für Marianen, eine wahre Freundschaft verknüpft ward. Wenn nun, wie man sagt, die Freundschaft zwischen Personen zweyerley Geschlechts sehr bald einen viel zärtlichern Namen zu verdienen pflegt: so gieng in diesem Augenblicke in Mariänens Herzen eine Veränderung vor, deren ganze Wichtigkeit er erst in der Folge würde

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Wenige Tage darauf brachte Säugling ein Gedicht auf die Errettung des armen Pachters zu Stande, welches an Marianen gerichtet war, und worinn er ihr Lob sehr klüglich mit dem seinigen verbunden hatte. Mariane las dieses Gedicht mit Wohlgefallen. Es war mit einer Säuglings Liedern sonst ungewöhnlichen Wärme des Hertzens geschrieben, womit ihr Hertz so sehr sympathisirte. Auch ihr Lob las sie mit einem geheimen Vergnügen. Wenn es einem jungen Frauenzimmer überhaubt leicht zu vergeben war, daß sie sich von einem artigen und witzigen jungen Menschen nicht ungern loben ließ: wie viel eher war ihr dieß zu verzeihen, wenn sie fühlte, daß sie mit Wahrheit, und über eine aus der unbescholtensten Neigung flieſſende That, gelobt wurde.

Dieß war der Anfang einer näheren Bekantschaft zwischen beiden. Sie giengen oft, bey den ersten Blicken der Sonne nach dem Winter, im Garten zusammen, spazieren. Ihre Lektur war ihnen gemeinschaftlich. Säugling laß ihr seine Gedichte vor, hörte mit innerer Zufriedenheit ihren Beyfall, und ließ sich auch ihre bescheidene, aber aus der feinsten Empfindung gezogene Verbesserungen sehr wohl gefallen. Kurtz, er betrachtete sie als eine Muse, die ihn zu neuem Schwun-

ge seiner Gedichte begeistern konnte, sie ihn aber, als einen angenehmen Gesellschafter, der sie mit Lektur und mit Gesprächen unterhielt, die ihrer Neigung gemäß waren.

Von Anfange an hatten beide bey ihrem vertrauten Umgange keine andere, als diese Absicht. In Kurzem aber verlor sich Säugling, der Marianen beständig mit großer Innbrunst angaffte, und täglich an ihr neue Schönheiten des Körpers und des Geistes entdeckte, ganz in ihren Vollkommenheiten. Er empfand, er wußte nicht was, und betrug sich dabey, er wußte nicht wie. Sein Geist erblickte Marianens Schönheit, Tugend und Vollkommenheit im herrlichsten Glanze, und mitten in diesem Anschauen entdeckte er neue Schönheit, Tugend und Vollkommenheit; so daß er endlich davon ganz geblendet ward. Er ward trübsinnig und ängstlich in seinem Betragen; und weil Mariane, der wahren Ursach unwissend, ihn zuweilen, in einem Anfalle von lustiger Laune, darüber ein wenig aufzuziehen pflegte, so gerieth er in noch größere Verlegenheit, und traute sich nicht, von seinen Empfindungen nur ein Wörtchen zu sagen. Er nahm seine Zuflucht zur Dichtkunst, und ließ in die Gedichte, die er Marianen vorlas, oder sie selbst lesen ließ, unvermerkt ganz kleine Züge seiner Empfindung einfließen, aber mit so vieler Zurückhaltung, als ein so fruchtsamer

Mensch

Mensch, furchtsamer Poet, und furchtsamer Liebhaber, wie er war, nur haben konnte. Mariane las über alle diese feinen Züge mit größter Freymüthigkeit weg, entweder weil sie sie nicht bemerkte, oder nicht zu bemerken Lust hatte. Säugling wußte nicht, was er beginnen sollte, ward noch ängstlicher in seinem Betragen, verehrte Marianen stillschweigend mit doppelter Ehrerbietung, kam allem ihrem Begehren aufs dienstwilligste zuvor, hielt sich sehr belohnt, wenn er einen lächelnden Blick von ihr erhielt; in Ermangelung dessen aber, war es schon Seligkeit, wenn er sie nur sehen, und mit schweigender Zärtlichkeit aus ihren Augen die Nahrung seines Daseyns ziehen konnte.

Es ist leicht zu erachten, daß er alle Gelegenheiten, in Marianens Gesellschaft zu seyn, werde mit Sorgfalt aufgesucht haben, aber er mußte hiebey sehr behutsam zu Werke gehen. Er war mit den Gesinnungen der Frau von Hohenauf so genau bekannt, daß er schon zitterte, wenn er nur daran gedachte, daß sie von seiner Zuneigung zu Marianen etwas merken könnte.

Mariane war ohne dieß seit dem unglücklichen Geburtsfeste, ob ihr gleich die Frau von Hohenauf, dem Anscheine nach, vergeben hatte, noch in Ungnade. Es halfen keine reichen Garnituren, mit denen sie die Kleider der gnädigen Frau schmückte, kein neuer Kopfputz nach dem letzten Geschmacke gesteckt, nicht dreyfache

Manschetten von den feinsten Netzchen, die ihre kunstreiche Hand mit Bluhmen von Kammertuch unterlegt, und mit fünferley Pointstichen durchbrochen hatte. So angenehm auch diese Opfer waren, mit denen Mariane den Zorn der Frau von Hohenauf versöhnen wollte: so schienen doch die Sünden, daß sie den Fräulein die bürgerliche Herkunft ihrer Mutter entdeckt hatte, und daß sie dieselben zu guten Menschen hatte erziehen wollen, ehe sie zu Hofdamen erzogen würden, aus der Klasse der unvergeblichen zu seyn.

Die Frau von Hohenauf beobachtete wenigstens seit der Zeit gegen Marianen eine mehr als gewöhnliche Zurückhaltung, sie wiederholte die weisen Lehren, fleißig gute Romane zu lesen, und den Fräulein das Air allemand abzugewöhnen, noch öfter als vorher. Daß Mariane sich unterstehen könnte, mit den Fräulein Deutsche Bücher zulesen, kam der Frau von Hohenauf so wenig in den Sinn, daß sie nicht daran dachte, das im Anfange ergangene allgemeine Verbot abermals zu wiederholen. Unglücklicher Weise aber traf sie einst Fräulin Adelheid mit der Bestimmung des Menschen in der Hand an, die daraus ihrer Hofmeisterin die menschlichen Erwartungen *) vorlas. Die Frau von Hohenauf, die durchaus nicht

*) Nach der Ausgabe Leipzig. 1768. S. 119.

nicht wollte, daß ihre Fräulein andere Erwartungen haben sollten, als genutzt, bewundert, angebetet, Hofdamen, reiche und galante Frauen zu werden, konfiscirte das Buch, als Deutsch, augenblicklich, und nachdem sie eine halbe Viertelstunde lang den Innhalt untersucht hatte, warf sie es mit grossem Ungestüm in Kamin, als für alle Fräulin, die ihr Glück am Hofe machen wollen, höchst verderblich.

Von diesem Augenblicke an war das Vertrauen der Frau von Hohenauf zu Marianen so sehr vermindert, daß es jederman im Hause wahrnahm. Da nun dieses Schloß vollkommen einem Hofe glich, wo dem, der in Ungnade ist, von allen Hofbedienten der Rücken zugekehret wird: so vermieden auch hier alle Hausgenossen-Marianen; und Säugling, so sehr sein kleines Herz dadurch gemartert ward, mußte, aus Furcht Aufsehen zu erwecken, oft die besten Gelegenheiten, sich mit Marianen zu unterhalten, vorbeygehen lassen.

Dieser Zwang war ihm so peinlich, daß, wenn er sich nicht noch durch Versmachen hätte Luft schaffen können, seine Seele, die ohnedieß nicht die stärkste war, unter der Last des Stillschweigens würde unterdruckt worden seyn. Dieß Stillschweigen ward ihm täglich unerträglicher, daher nahm er sich vor, es bey der ersten Gelegenheit zu brechen.

An einem der ersten heitern Maytage gieng Mariane Mittags nach Tische in den Garten. Säugling folgte ihr von weitem nach, und als er vom Hause so weit entfernt war, daß er nicht bemerkt zu werden glaubte, eilte er ihr nach, um sie einzuholen. Er sahe dieß für die beste Gelegenheit an, seine so lange verschwiegene Liebe zu offenbaren. Sein Herz klopfte ihm über diesem muthigen Vorhaben. Je näher er zu ihr kam, desto mehr goß sich ein zärtliches Schaudern durch alle seine Glieder. Da er sie endlich erreichte, und sie stehen blieb, um ihn zu bewillkommen, sah er starr in ihre hellblauen Augen, die Zunge stammelte, der Athem fehlte ihm, und, nachdem er anderthalb Minuten still geschwiegen hatte, sagte er:

" Es ist heute wirklich recht sehr schönes Wetter!"

" Die Bemerkung ist eines so witzigen Kopfes " recht sehr würdig! sagte Mariane lächelnd. Sie " hatten in der That das Ansehen, als ob Sie mir " etwas wichtigers sagen wollten. "

Säugling, durch diese Antwort niedergeschlagen, sah sie abermals starr an, und schwieg einige Minuten lang stille.

" Aber wie kömmt es, fuhr Mariane fort, daß " Sie eine so tragische Physiognomie annehmen? " Sehen Sie, wie alles um sie herum erfreut ist!

" Sehen

" Sehen sie diese blauen Veilchen, wie sie hervor-
" sprossen und angenehmen Duft verbreiten! " Hier pflückte sie einige Veilchen, und überreichte sie ihm.

Säugling nahm den Strauß an, betrachtete ihn und seufzete.

" Wie sind doch die schönen Geister so nachsin-
" nend? Mich dünkt, ich sehe es an Ihren Augen,
" daß Sie denken:

" Ich sah den jungen Mayen
" Seine Silberglocken
" Hiengen um den Schlaf.
" Als er vom Himmel fuhr,
" Blühten alle Weyfel;
" Als er den Boden trat,
" Ließ er Violen und Hyacinthen im Fußtritt zurücke. *)

Säugling schlug die Augen auf, und antwortete: " Ach nein! meine Seele ist zu voll, als
" daß ich die Schönheiten der Natur empfinden
" könnte. "

" Ausgenommen die Schönheit des Wetters? — "

" Spotten Sie meiner nicht. Bloß weil ich mir
" nicht getraute, meine innigsten Gedanken zu sagen,
" sagte ich etwas ganz gemeines. — Ach! Mariane,
" Sie haben Recht, ich hatte Ihnen etwas viel wich-
" tigers zu sagen. — "

" Nun

*) Ramlers lyrische Gedichte, Berlin 1772. S. 266.

" Nun! so sagen Sie doch an! — "

" Sehen Sie diese Veilchen! sie sind klein, aber " verbreiten süssen Duft; die allgewaltige Kraft der " Sonne lockt sie aus der Erde hervor; ohne sie wür- " den sie weder blühen noch düften. Ach! meine " Mariane! ich bin dieses Veilchen, Sie sind mei- " ne Sonne. " —

Mariane erröthete, und nachdem sie eine halbe Minute Luft geschöpft hatte, sagte sie, mit niedergeschlagenen Augen: " Sie haben mich für meinen " kleinen Scherz doppelt bezahlt; ich werde mich hü- " ten müssen, wieder zu scherzen. "

" O! schönste Mariane, suchen Sie nicht Scherz " aus einer Sache zu machen, die mir so ernsthaft ist. " Schon lange hat Sie mein Herz stillschweigend an- " gebetet, aber nun kann ich nicht mehr schweigen. " Ich muß Ihnen sagen, was ich für sie empfinde: " daß ich Ihre Schönheit, ihre Tugend verehre; — " darf ich es sagen? — daß ich Sie liebe; daß ich nie " aufhören werde, Sie zu lieben; daß ich . . . "

" Was höre ich! Sie machen, daß ich mich weg- " begeben muß. — " Sie trat einen Schritt zurück.

Grausame! können Sie mich so verlassen! Nein, " zu Ihren Füssen, wiederhole ich Ihnen; daß Sie " meine ganze Seele liebt, daß ich ewig . . .

" Ich bitte Sie, stehen Sie auf! — — — "

" Nein,

" Nein, ich stehe nicht auf, bis Sie mein Schick-
" sal bestimmen, bis Sie mir sagen, ob ich hoffen darf,
" von Ihnen wieder geliebt zu werden. . . . "

" Ich bitte Sie nochmals, stehen Sie auf! Was
" soll man von uns denken, wenn jemand dieses We-
" ges kömmt? Sie wissen, daß ich Sie beständig ge-
" schätzt habe, so wie Sie es auch verdienen: — aber
" Sie wissen auch selbst, unsere beyderseitige Lage ist
" so beschaffen, daß zwischen uns keine nähere Ver-
" bindung Statt finden kann. "

" Warum nicht? warum nicht? Lassen Sie mich
" nur in Ihr Herz sehen, lassen Sie mich erfahren,
" ob es mich wieder liebt: und alle Schwierigkeiten
" verschwinden. — Sagen Sie, schönste Mariane,
" ich beschwöre Sie, ob Sie mich hassen können? . .

" Stehen Sie doch nur auf! — Ich habe
" Sie nie gehasset. . . "

" Wie könnten Sie auch ihren zärtlichsten, Ihren
" treusten Liebhaber hassen! Aber darf ich für die rein-
" ste, für die zärtlichste Liebe, von Ihnen Gegenliebe
" hoffen "? Hier küßte er ihr voll Innbrunst die Hand.

Mariane erröthete abermals. — " Ich bitte
" Sie, dringen Sie nicht ferner in mich! . .

" Schönste Mariane! lassen Sie mich mein
" Schicksal erfahren. Darf ich hoffen, so bin ich der
" glücklichste Sterbliche. Fragen Sie Ihr Herz,

" lassen

" lassen Sie mich dessen Empfindungen wissen. Sie " seufzen? Wie glücklich wäre ich . . .

" Dringen Sie nicht ferner in mich. — Mein " Herz hat Sie beständig geschätzt; aber . . .

" O! wie glücklich bin ich! Sie lieben mich, " Schönste? " — Hier küßte er abermals ihre Hand. Mariane zog die Hand zurück, und richtete ihn auf: . . .

" Ich bitte Sie, stehen Sie auf, und geben Sie " nicht einer wilden Leidenschaft Gehör. In der Hi" ze derselben denken Sie, was sie vielleicht bey kälterer Ueberlegung " . . .

" Wie! ich sollte untreu, ich sollte unbeständig seyn? " nein, meine Schönste! Bestätigen Sie mir nur, " daß ich Ihre Liebe hoffen darf, und Sie sollen se" hen, daß meine Liebe nicht wanken wird, es mag " auch geschehen, was da wolle. Die Liebe wird mich " den äußersten Gefahren trotzen lehren. "

" Warum wollen Sie aber sich und mich den äußer" sten Gefahren bloß geben. Unterdrücken Sie lie" ber eine Leidenschaft, die Sie und mich nicht glück" lich machen kann. Ich will aufrichtig mit Ihnen " reden. Mein Herz hat Sie nie gehasset. Sie ha" ben viel liebenswürdige Eigenschaften, die ich hoch" schätzen muß: aber, ich wiederhole es nochmals, geben

" Sie

» Sie der Vernunft Gehör, und bedenken Sie, daß
» unüberwindliche Schwierigkeiten " . . .

" O! meine Schönste, der Liebe sind keine Schwie-
" rigkeiten unüberwindlich. Lieben Sie mich
" nur. " —

" Wir wollen lieber die Schwierigkeiten vermei-
" den, als sie zu überwinden suchen. Ich schätze Sie
" aufrichtig hoch, seyn Sie damit zufrieden. Ich
" werde beständig Ihre wahre Freundinn seyn,
" aber . . .

Indem sie dieses sagte, trat wider alles Vermuthen hinter einer geschnittenen Hecke die Frau von Hohenauf hervor, die, seit der letzten Entdeckung von Mariannens Deutscher Lektür, mißtrauisch, beständig alle ihre Schritte beobachtet hatte. Sie schalt ihren Neffen heftig aus, wegen seiner niederträchtigen Neigung gegen ein fremdes Mädchen. Der armen Mariane aber machte sie die bittersten Vorwürfe, daß sie einen jungen Menschen von Stande verführen wollte: welchen Ausdruck sie oft wiederholte. Sie verbot ihr aufs nachdrücklichste, ihren Neffen je wieder allein zu sehen, und ließ sie auch von der Zeit an nicht einen Augenblick aus den Augen.

Indessen würde ihr freylich diese genaue Aufsicht auf zwey Liebende bald sehr beschwerlich geworden seyn, wenn nicht zwey Tage darauf Hr. Ramsold,

der Hofmeister, den der alte Säugling seinem Sohn sendete, angelanget wäre. Sie säumte also nicht, sondern schickte beyde nach ein Paar Tagen auf die Universität, wohin sie bestimmt waren, und empfahl dem Hofmeister, auf Säuglings Aufführung ein wachsames Auge zu haben.

Der verliebte Säugling war trostlos. Seine Seele schmolz von Zärtlichkeit, war aber auch von Zärtlichkeit so voll, daß kein einziger Gedanken, wie es möglich seyn sollte, sie zu sehen, darinn Platz finden konnte. Je mehr er daran dachte, desto unmöglicher schien es ihm. Ihm fiel keines von den sinnreichen Mitteln ein, die die Romanenschreiber unserer lehrbegierigen Jugend so freygebig an die Hand geben: z. B. auf einer Strickleiter ins Fenster zu kriechen; sich in einen Kasten sperren und zu ihr bringen zu lassen; einen doppelten Schlüssel machen zu lassen, um ihre Thüre zu öfnen; ja nicht einmal die einfältigen, auch ausser Romanen so oft ausgeübten Mittel, das Kammermädchen zu bestechen, oder unter dem Fenster der Schönen hin und her zu spazieren, und so lange zu husten oder zu pfeifen, bis sie am Fenster erscheint. Da ihm also gar kein Mittel in den Sinn kommen wollte, so mußte er mit schwerem Herzen abreisen, ohne seine Geliebte zu sehen und von ihr Abschied zu nehmen.

Als er an dem Orte seiner Bestimmung ankam, nahm seine Traurigkeit sehr zu. Er wendete sich zu seiner gewöhnlichen Zuflucht, der Dichtkunst, und schrieb eine Heroide unter dem Namen Leanders an die Hero, in welcher er seinen ganzen zärtlichen Schmerz über die Abwesenheit seiner Geliebten auszudrücken suchte. Nachdem er damit meist fertig war, fiel ihm plötzlich der Gedanken ein, daß er nicht die geringste Hoffnung habe, diese Epistel seiner Geliebten in die Hände zu bringen. Er gieng mit dem Papier in der Hand, in seinem Zimmer so tiefsinnig auf und nieder spazieren, daß er seinen Hofmeister nicht eher erblickte, als bis er vor ihm stand, ihm das Papier aus der Hand nahm, und es lächelnd durchlas.

Säugling sank vor Schrecken beynahe nieder; weil er für sich und seine Geliebte aus dieser Entdeckung des Hofmeisters die schlimmsten Folgen befürchtete. Glücklicher Weise für ihn, gehörte Rambold nicht zu den mürrischen Hofmeistern, die ihrer untergebenen Jugend alles Vergnügen versagen; vielmehr hatte er sehr politisch berechnet, daß ein junger reicher Patrizier nur ein oder zwey Jahre auf Universitäten von seiner Aufsicht abhienge, hingegen hernach viel länger, — weil Väter sterblich sind, u. s. w. — seines Vermögens genieſſen, und

seinem Hofmeister eine kleine bewiesene Gefälligkeit reichlich vergelten könne. Anstatt also Säuglingen zu schelten, zog er ihn bloß wegen seiner zuckersüßen Empfindungen ein wenig auf; denn er war ein witziger Kopf, der in den verschiedenen Stationen seines Lebens die Seele aller Kotterien, Schmäuse und Trinkgesellschaften gewesen war. Endlich, um Säuglingen, der noch immer in grosser Verlegenheit da stand, gänzlich zu beruhigen, versprach er ihm treuherzig, daß er es selbst seine Sorge seyn lassen wolle, die zärtliche Epistel in Marianens Hände zu bringen. Er sagte ihm auch, wie: nehmlich durch Hülfe des Kammermädchens der Frau von Hohenauf, mit der er, während seines zweytägigen Aufenthalts auf dem Gute des Herrn von Hohenauf, eine so vertraute Bekanntschaft gemacht hatte, daß er ihr eine solche Verrichtung gar wohl auftragen zu können glaubte.

Unterdessen befand sich Mariane in grosser Unruhe. Säuglings Zuneigung zu ihr hatte schon lange vorher, ehe er sie gestand, ihrer weiblichen Scharfsichtigkeit nicht entgehen können. Sie hatte Wohlgefallen daran gehegt, weil sie sie für die bloße Höflichkeitsbezeugung eines artigen jungen Menschen ansah, ohne zu denken, daß sie sich jemals in eine feurige Liebe verwandeln, oder daß

daß diese Liebe einen tiefen Eindruck auf ihr Herz machen könnte. Als er seine Liebe endlich erklärte, und er zugleich in demselben Augenblicke von ihr getrennet ward, fand sie zwar ihr Herz tief verwundet, glaubte aber, daß dieß von ihrer beleidigten Empfindlichkeit, und vom Widerwillen gegen die Härte der Frau von Hohenauf herrühre. Nachdem aber Säugling abgereiset war, und sie in der Heftigkeit ihrer Leidenschaft glaubte, daß sie ihn nie wiedersehen würde, merkte sie erstlich, vor sich selbst errötheud, wie sehr sie ihn liebte. Bald war sie sehr zornig, daß er nicht von ihr Abschied genommen hatte; bald entschuldigte sie ihn, und stellte sich vor, wie untröstlich er selber seyn müßte: und dieses Bild ihrer Einbildungskraft selbst machte ihn ihrem Herzen liebenswürdiger. Jeden Ort, wo sie ihn gesehen hatte, besuchte sie mit einer zärtlichen Schwermuth, und des Nachts stand sein geliebtes Bild beständig vor ihren Augen.

Einst ergriff sie von ungefähr die Lettres d'une Religieuse portugaise, die sie, auf Befehl, so oft ihren Fräulein ganz ruhig vorgelesen hatte. Sie erstaunte darüber, daß ihr so viel Bilder belebt, so viel Klagen herzrührend, so viel Empfindnisse aus der Seele herausgezogen zu seyn schienen, über die sie vorher weggelesen hatte. So sehr wahr ist es,

daß Bücher voll verliebter Empfindungen, die auf den Weisen und Gleichgültigen wenig Eindruck machen, in ein junges unerfahrnes Herz, das den ersten Eindrücken dieser gefährlichen Leidenschaft offen steht, den süssen Gift weit tiefer hineinflößen, als selbst die Reden des Geliebten. Die erhitzte Einbildungskraft, mit ihren eigenen Geschöpfen nach Belieben spielend, stellt die Empfindungen viel reiner, inniger und heftiger vor, als sie in der wirklichen Welt seyn können, in der sie durch hundert ganz gemeine gleichgültige Umstände vermischt, schichter gemacht und gemildert werden.

Nun ward dieses Buch Mariannens tägliche Lectur. Sie wünschte, daß ihr Säugling solche Briefe voll Liebs und Beständigkeit schreiben möchte, als der Ritter v. C. und sie versprach sich, daß sie ihm mit eben so viel Inbrunst und Sehnsucht antworten wollte, als die zärtliche Nonne. Sie sah in diesem Briefwechsel eine so anmuthige Beschäftigung voraus, daß sie die Zeit nicht erwarten konnte, bis er seinen Anfang nehmen würde.

Es waren schon einige Wochen verlaufen, und sie hatte schon alle zärtlichen Gründe erschöpft, um das Stillschweigen ihres Geliebten zu entschuldigen, als ihr das Kammermädchen Säuglings Hero-

de, mit einem prosaischen Briefe begleitet, übergab, worinn er alles, was er bey ihrer beiderseitigen Trennung empfand, ausgedrückt hatte, und sie beschwur, ihm wenigstens schriftlich zu sagen, daß sie gegen seine Zärtlichkeit nicht unempfindlich sey, wozu er ihr das Kammermädchen, als ein sicheres Werkzeug, empfahl.

Die verliebte Mariane las beide Sendschreiben mit heftiger Begierde, und überlas sie fünf oder sechsmal mit noch innigerm Vergnügen. Als sie sich aber niedersetzen wollte, um sie zu beantworten, empfand sie die unaussprechliche Empfindung eines wohlgezogenen Frauenzimmers, die immer mit gewissenhafter Strenge ihre Pflichten beobachtet, und noch nie einen Schritt gethan hat, den sie hätte verhehlen dürfen. Sie erröthete und erschrack vor sich selbst. Je mehr sie, in den süßen Vorstellungen ihrer Einbildungskraft, eine Gelegenheit gewünscht hatte, die Feder ansetzen zu können, um ihre innersten Neigungen auszudrücken, desto mehr sank sie ihr nieder, so bald sie sie wirklich ansetzen wollte; und je öfter sie es versuchte, desto mehr verlor sie den Muth, es zu wagen. Auch half es nichts, daß das Kammermädchen ihr öfters zuredete, auf den Brief eine Antwort zu geben. Vielmehr, da das dienstwillige Mädchen,

der die feinen Skrupel, die Marianens Gemüth beunruhigten, in ihrem Leben nie in den Sinn gekommen waren, die ganze Sache sehr auf die leichte Achsel nahm: so konnte dieß vielleicht einige wirdige Wirkung thun, indem Marianens Delikatesse bewogen ward, diese Sache von einer Seite zu betrachten, von der sie bald den Blick wegwandte, aus Furcht allzusehr darüber nachzudenken.

Sechster Abschnitt.

Säugling war von allem Troste verlassen, als er erfuhr, daß Mariane weder seine Poesie noch seine Prose, einer Antwort würdigen wollte. Er hielt sich für den Unglücklichsten unter allen Menschen, und wußte, da seine Dichtkunst die erwartete Hülfe nicht leistete, nur bloß zu bittern Thränen seine Zuflucht zu nehmen. Kamhold aber, der zwar weniger Zärtlichkeit, aber etwas mehr Erfahrung besaß, und dem überdieß das Kammermädchen in ihrem Antwortsschreiben einen gewissen Wink gegeben hatte, that keck den Vorschlag, daß Säugling, in seiner Gesellschaft, insgeheim nach dem Gute der Frau von

Hohen-

Hohenauf reiten, und Marianen besuchen sollte. Säugling erschrak vor diesem Vorschlag, sowohl wegen dessen Folgen, als wegen der Beschwerlichkeit eines Ritts von fünf Meilen. Kamhold aber wußte diese Bedenklichkeiten mit seinem gewöhnlichen Witze lächerlich zu machen, so daß Säugling anfieng, diesen Vorschlag nur von der angenehmen Seite zu betrachten, und darein willigte.

Sie ritten also an einem schönen Sommermorgen aus, und Säugling, über seinen eignen Muth erstaunt, kam sich, nachdem er eine Meile geritten hatte, und die Beschwerlichkeiten der Reise zu empfinden anfieng, als ein anderer Leander vor, der durch die Gefahr der wilden Wellen zu seiner Geliebten Hero eilte. Sie kamen des Abends sehr ermüdet auf einem Vorwerke an, das etwann zweyhundert Schritte von dem Dorfe entlegen war. Des andern Morgens sehr früh ermunterte und ermannte sich Säugling, seiner Müdigkeit unerachtet, und wanderte nach dem herrschaftlichen Garten, in den sie durch eine von dem schlauen Kammermädchen geöffnete Hinterthür traten. Sie führte Säuglingen ferner nach einer etwas abgelegenen grünen Laube, wo Mariane, in der Meinung ganz

allein zu seyn, mit süsser Schwermuth Säuglings Heroide las.

Sie that einen lauten Schrey, als sie ihn erblickte, und wollte forteilen. Es war aber ein Glück, daß ihr ihre Füße diesen Dienst versagten; denn der zitternde Säugling war selbst in so grosser Verlegenheit, daß er schwerlich so viel Besonnenheit gehabt haben würde, sie zurück zu halten. Er stand mit herunterhangenden Händen wie ein stummes Bild da, und es währte einige Minuten, ehe er mit stammelnder Zunge eine Entschuldigung seiner Verwegenheit vorbrachte. Da er in Mariänens Augen, auf die er seinen Blick unverwendet heftete, keinen Zorn wahrnahm, so faßte er das Herz, sich ihr zu Füßen zu werfen, ihr nochmals die ganze Innigkeit seiner Liebe zu entdecken, und sie um Gegenliebe anzuflehen. Mariane wollte noch zurückhalten, aber sie konnte ihrer innern Zärtlichkeit selbst nicht Widerstand thun, und entdeckte, unter sanftem Erröthen, alles, was sie für ihn fühlte. Säugling glaubte in den dritten Himmel versetzt zu seyn, dankte ihr mit den herzrührendsten Ausdrükken, und beyde schwuren sich eine unverbrüchliche Treue und Zärtlichkeit.

Sie hatten sich so viel zu sagen, daß einige Stunden vergiengen, ehe sie von einander schieden.

Die

Die Wollust dieser Unterredung war zu groß, als daß nicht noch mehrere gleich geheime Zusammenkünfte auf diese hätten folgen sollen, in denen beide Liebenden ihre Herzen aufs genaueste mit einander vereinigten, und den süßesten Reitz darinn fanden, daß sie, alles Widerstandes ungeachtet, sich ewig lieben wollten.

Indessen hatte die Frau von Hohenauf insgeheim erfahren, daß Mariane täglich sehr früh aufstände, in den Garten gienge, und sich daselbst einige Stunden aufhielte. Sie gieng ihr eines Tages, ohne die wahre Ursache nur im geringsten zu vermuthen, nach, und behorchte das verliebte Paar, als sie eben in der zärtlichsten Unterredung waren. Sie konnte sich selbst nicht vor heftiger Wut. Sie fuhr wie eine Furie auf die arme Mariane los, belegte sie mit den schimpflichsten Namen, stieß sie aus der Laube heraus, und indem sie dem ganz erschrocknen Säugling, der wie eine unbewegliche Bildsäule da stand, zuschrie, daß sie seinem Vatter seine abscheuliche Bosheit melden würde, und daß er ihr nimmermehr wieder vor die Augen kommen sollte, so schleppte sie die halbtodte Mariane nach dem Hause zu.

Säugling stand noch einige Zeit in zitternder Unthätigkeit, bis er sich endlich besann, daß es am

besten

hesten seyn werde, wegzugehen. Er fand aber, zu seinem grosen Schrecken, die Hinterterthür des Gartens verschlossen. Rambold, der sich mit dem Kammermädchen, in einem dreyßig Schritte hinter der Laube belegenen ziemlich dichten Gebüsche befand, vielleicht um ihr ein Kapitel aus dem vierten Bande der Insel Felsenburg zu erklären, war bey dem ersten Lärmen davon gelaufen, und hatte in der Eil die Thüre hinter sich zugeschlagen, und das Kammermädchen war, durch ihr wohlbekannte Nebengänge, nach dem Hause zu gelaufen. Der arme Säugling, der sich also allein und eingeschlossen sah, wußte nicht, was er vor Angst beginnen sollte. Er sah für sich gar keinen Ausgang; denn über die Mauer zu steigen, ob sie gleich nicht sehr hoch war, war für ihn eine unmögliche Sache; er fieng also an, für sein Leben zu zittern, als wenn er in der Gewalt seines ärgsten Feindes gewesen wäre. Nachdem er aber eine Viertelstunde im Garten in der Irre gelaufen war, fiel ihm endlich ein, daß die grose Gartenthüre offen seyn werde. Sie war es auch wirklich, und er gieng, obgleich mit Zittern und Zagen, dennoch ohne von jemand bemerkt zu werden, durch den Hof und durch das Haus, auf die freye Strase des Dorfs.

Er

Er eilte nun mit verdoppelten Schritten nach dem Vorwerke, wo er die Pferde schon gesattelt und Kambolden seiner erwartend antraf. Sie setzten sich sogleich zu Pferde, Säugling in der größten Traurigkeit, die ihn Kambolds Lustigkeit weder zu mildern, noch dessen Schrauberey zu verbergen bewegen konnte. Sie brachten auf der Zurückreise zwey Tage zu, dem unerachtet legte sich Säugling sogleich bey der Ankunft ins Bette, um sich theils von einem Fieber, welches die Gemüthsbewegung, theils von einigen andern kleinen Beschwerlichkeiten, welche ein Ritt von fünf Meilen seinem zarten Körper zugezogen hatten, heilen zu lassen.

Der unglücklichen Mariane ward von der Frau von Hohenauf mit der äußersten Härte begegnet. Keine Entschuldigung ward angenommen, die schimpflichsten Vorwürfe wurden nicht gespared. Sie wäre sogleich auf die Straße geworfen worden, wenn nicht zu befürchten gewesen wäre, daß Säugling durch ihr Unglück noch näher mit ihr verbunden werden möchte. Sie ward also eingesperret, bis sich eine Gelegenheit fände, sie gänzlich wegzuschaffen.

Die Frau von Hohenauf besann sich, daß die Gräfinn von * * * sich bey ihrer Anwesenheit im Diskurse beyläufig geäußert hatte, sie wünschte eine Person von guter Aufführung und von Talenten um sich

zu

zu haben, die ihr Gesellschaft leisten, und ihr vorlesen könnte. Die Gräfinn, obgleich aus einem der ältesten Geschlechte, und unter der Pracht und den Lustbarkeiten des Hofes erzogen, schätzte Verdienst mehr, als Adel, und die Schönheiten der Natur und eine in der Stille wohlverbrachte Zeit mehr, als den glänzendsten Pomp. Diese Neigungen der Gräfinn von * * * waren den Neigungen der Frau von Hohenauf so schnurgerade zuwider, daß zwischen ihnen mancher Wortwechsel darüber entstanden war, und daß die letztere die erstere — wie es immer zu geschehen pflegt, wenn ein Thor gegen einen Klugen Unrecht hat — herzlich zu hassen anfieng, ob sie gleich freylich, dem Wohlstande gemäß, eine Dame von diesem Range äußerlich mit den größten Freundschaftsbezeugungen überhäufte.

" Ha! sagte die Frau von Hohenauf, für " diesen Zieraffen wird die schöne Marjane eine wür" dige Gesellschaft seyn. " Hiezu kam, daß die Güter der Gräfinn an fünf und zwanzig Meilen entlegen waren, indem sie zur Zeit des Geburtsfestes, nur um eine Verwandtinn zu besuchen, in diese Gegend gekommen war. Die Frau von Hohenauf schrieb also an die Gräfinn, und schlug ihr Marianen zur Gesellschafterinn vor, doch ohne der wahren Ursache dieses Vorschlags im geringsten zu erwähnen.

Die

Die Gräfinn, welche sich Mariänens Betragen gegen den armen Pachter noch mit Vergnügen erinnerte, antwortete nach Wunsch.

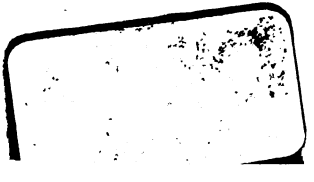
Nun trat die Frau von Hohenauf in Mariannens Gefängniß, zwang sich zu einer Freundlichkeit, die ihr gar nicht von Herzen gieng, stellte ihr die unverdiente Gnade vor, daß sie ihr, anstatt sie zu strafen, einen so guten Platz verschafft habe, versicherte, daß sie alles Vergangene vergessen wollte, verlangte aber auch, daß Mariane alle Verbindung mit Säuglingen aufheben, ja, ihm nie ihren Aufenthalt melden sollte.

Mariane, die einige Wochen in großer Verlegenheit über ihr itziges und künftiges Schicksal zugebracht hatte, war sehr erfreut, daß es eine so glückliche Wendung nahm. Sie hatte die vortrefflichen Gesinnungen der Gräfinn, bey derselben Anwesenheit, kennen lernen, und sah also sehr wohl ein, daß der Vorfall mit Säuglingen derselben Zutrauen zu ihr mindern könnte. Sie versprach also mehr, als verlangt wurde, nehmlich niemand, wer es auch sey, das Geringste von der Sache zu entdecken; ja, sie versprach sich selbst, wenn sie von Säuglingen nichts mehr hörte, ihn ganz zu vergessen, und hoffte dadurch wieder in den ruhigen selbstgenügsamen Zustand zurück zu kommen, in dem

sie

sie war, ehe sie die Wirkungen dieser unglücklichen Liebe erfuhr.

Um jedermann den Ort ihres künftigen Aufenthalts zu verbergen, ließ sie die Frau von Höheirauf des Nachts mit Postpferden nach einer nicht weit von den Gütern der Gräfinn gelegenen Stadt bringen, von dannen sie die Gräfinn in einem Wagen abholen ließ.

Ende des dritten Buchs.

PRESENTED TO THE LIBRARY
BY
PROFESSOR H. G. FIEDLER